

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Bunte Erlebnisse**

**Busson, Paul**

**Wien, 1923**

Univ.-Bibliothek Innsbruck



304725 /  
41

17



302 + 25  
Tagblatt-Bibliothek Nr. 41.

bstf

Bunte  
Erlebnisse



Von  
PAUL BUSSON



ULB Tirol



+C227961402

Wien 1923.

## Von der Tagblatt-Bibliothek sind erschienen:

- Nr. 1: **Mieterschutzgesetz** samt Erläuterungen. Von Redakteur Engelbert S i g.  
 Nr. 2: **Wahlbezirksverordnung** samt Erläuterungen. Von Ministerialrat  
 Dr. Viktor S u s s a n e l.  
 Nr. 3: **Wohnungsanforderungsgesetz**. Erläutert von Sektionsrat Dr. Friedrich  
 P e t r i s a.  
 Nr. 4: **Vom Baum zur Zeitung**. Eine Begleitsschrift zu dem in den Betrieben  
 der »Steinmühl« aufgenommenen Film. Von Dr. Theodor Heinrich W a b e r.  
 Nr. 5, 6: **Die österreichische Warenumschlagener**. Erläutert von Dr. Otto  
 S e g o m b a t h y. Vollständige Neuauflage.  
 Nr. 7, 8, 9: **Warenkatalogenliste zur österreichischen Warenumschlagener**  
 in der Reihenfolge des Postalfaches mit alphabetischem Warenverzeichnis. (Ergänzt)  
 Nr. 10, 11: **Unser Werk an Arbeitsstätten der Wissenschaft und Technik**.  
 Dargestellt unter Mitwirkung der leitenden Persönlichkeiten. Von Ing. Dr. Wilhelm G z n e r.  
 Nr. 12: **Wiener Geschichten**. Von Rudolf K r a s n i g g.  
 Nr. 13, 14: **Verklungene Fassaden**. Von Paul B u s s o n.  
 Nr. 15: **Romeo und Julia auf dem Dorfe**. Von Gottfried K e l l e r.  
 Nr. 16: **Der Schuh im Regenwald**. — **Der Vortruf**. — **König Kaspar**.  
 Von Paul B u s s o n.  
 Nr. 17, 18: **Die sieben Legenden**. Von Gottfried K e l l e r.  
 Nr. 19: **Das Fährlein des sieben Aufrechten**. Von Gottfried K e l l e r.  
 Nr. 20: **Der letzte Wiener**. Von Mols U l l r e i c h.  
 Nr. 21/24: **Wie alle Menschen liegen werden**. Von Dr. R i m m e l h e r.  
 Nr. 25: **Die Schönheitskonkurrenz**. Von Rudolf K r a s n i g g.  
 Nr. 26: **Die wirtschaftlichen Ergebnisse des ersten Sanierungsjahres in**  
**Österreich**. Von Dr. Otto D e u t s c h.  
 Nr. 27/28: **Abdias**. Von Albalert S t i s t e r.  
 Nr. 29: **Ein Sommer auf dem Lande**. Von Dr. K a l l b r u n n e r.  
 Nr. 30: **Die Hauberrstöckle**. Operntextbuch.  
 Nr. 31: **Subigento in Antis**. Operntextbuch.  
 Nr. 32: **Gibello**. Operntextbuch.  
 Nr. 33/34: **Wiener Leute**. Von Eduard N i e h l.  
 Nr. 35/36: **Polzet-Dumoresken**. Von Emil B a d e r.  
 Nr. 37: **Die Männs und andere Erzählungen** von Franz M o l n a r.  
 Nr. 38: **Freischütz**. Operntextbuch.  
 Nr. 39/40: **Muno dazumal**. Von Fritz S t ä b e l - G u n t h e r.  
 Nr. 41: **Watte Erlebnisse**. Von Paul B u s s o n.

## In Kürze erscheinen:

- Hälzle, der Sampelmann**. Eine lehrreiche Bibe-Duben-Geschichte. Von Collobi.  
 Deutsch von F. D a t t e r e r.  
**Die deutsche Rechtshreibung**. Von Julius F a t o b.  
**Wiener Sagen**. Von Mathilde T r e b i t s c h.  
**Kochrezepte, Weisheiten und Sittsprüche**. Von Friedrich S a m u e l.  
**Theateranboten**. Von Dr. K r o n f e l d.  
**Mitosen, in Worten und Erinnerungen**. Von Dr. Wilhelm B a u e r.  
**Der Weichenwärter und andere Erzählungen**. Von Peter K o j e g g e r.  
**Die Matten des Cuntz**. Von Dr. Max B a d e r.  
**Die Wunder der Radiotelegraphie**. Von Prof. Dr. R i c h t e r a.  
**Gesetz über die Füllensgläubiger**.  
**Gesetz über den unlauteren Wettbewerb**.  
**Serie der Operntextbücher** (redigiert von Heinrich K r a s n i g g):  
 5. Lammhäuser  
 6. Lohengrin  
 7. Rigoletto  
 8. Carmen  
 9. Rheingold  
 10. Walküre  
 11. Siegfried  
 12. Götterdämmerung.  
**Serie der landwirtschaftlichen Bücher**. Von Dr. K a l l b r u n n e r. 1. Die  
 österreichische Landwirtschaft. Ihre derzeitige Lage und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. —  
 2. Der Dünger, seine Behandlung und sein Wert. — 3. Die österr. eichischen Alpen und  
 ihre Wirtschaft. — 4. Die Futtermittelherstellung. — 5. Die Urbarmachung und Verbesserung  
 des Bodens.

Für den Buchhandel: Durch Dr. Gustav G u t w i l l i g, Buchhandlung „Altes Rathaus“  
 1. Bezirk, Wipptingerstraße Nr. 8.

28/2. 1924. Doubl. Aust. m. N. B. Wien, 41.)

# Bunte Erlebnisse

von

Paul Busson.

## Inhalt.

	Seite
Das Beisel . . . . .	3
Im Stuhl mit rotem Plüsch . . . . .	9
Unter dem Boden . . . . .	14
Mittagessen . . . . .	20
Nachtwanderung . . . . .	26
Verhexte Nacht . . . . .	31
Das Schlachtenbild . . . . .	36
Junggesellenwirtschaft . . . . .	43
Da draußen . . . . .	49



## Das Beisel.

Wer da glaubt, daß dieser Titel etwa eine düstere Entdeckungszug in die Stätten des Glends und der Verbrechen einleiten soll, der irrt sich. Es ist vielmehr eine durchaus vergnügliche Sache, einmal in etwas bescheideneren Kreisen sich zu bewegen, und man braucht sich dabei durchaus nicht einzubilden, daß man ein Gott sei, der in guter Laune einmal in die Niederungen hinuntersteigt, um sich wohlwollend und großmütig am Treiben der Kleinen zu ergötzen. Man muß sich nur vor Augen halten, daß die große Mehrzahl der Menschen auf dieser Ebene lebt und daß es jedem, auch wenn seine Stellung noch so sicher erscheint, geschehen kann, daß er hier bei den „unteren Hunderttausend“ landet. Dann würde er bald entdecken, daß die Kleinen und ärmlich ausgestatteten Lokale, die er in guten Tagen verächtlich mit „Beisel“ bezeichnete, ihm nunmehr anders erscheinen und daß vieles, was ihm einst als selbstverständlich und gleichgültig galt, zum erstrebenswerten und seltenen Genuß geworden ist. In Gedanken würde er reuig jener Zeit gedenken, da er sein vornehmes Stammwirthshaus schmähete, weil der Fasan einige Minuten auf sich warten ließ oder weil der Medoc einen kaum wahrnehmbaren Stoppelgeschmack hatte. Und weil dies einmal so sein kann, weil fast niemand der heute Lebenden gefeit ist vor einer sehr starken Verminderung seiner Mittel, ist es heilsam und gut, manchmal vor sich selbst etwas Komödie zu spielen und so zu tun, als wäre der völlige Finanzsturz eingetreten. Das ist eine Art von psychischem Tausendguldenkrauttee, der das Gemüth von den Schlacken unberechtigten Hochmutes und von den Unreinigkeiten des nackten Egoismus säubert. „Also fein purgieret und im kranken Geblüte gereiniget, wird der Sieche fröhlich werden und im Huy gesund sehn“, heißt es in einem Medizin- und Planetenbuch von 1730.

Täglich war ich an dem kleinen Gasthaus vorübergegangen, dessen niedere Glastür von zwei Bildern umrahmt war. Das eine stellte den Bierkönig Gambrinus in pelzverbrämtem, grünem Samtwams und violetten Trikots vor, der mit selig-verschwommenem Gesichtsausdruck ein übernatürlich schäumendes Krügel mit hellem Bier emporhält. Die zweite

Tafel enthielt das Bild eines Weinbauern in rotfarriertem „Janter“ und blauer Schürze, der einen weingefüllten Heber trug und genau so lächelte wie ein mir wohlbekannter „Degonom“ grinst, wenn er auf seinem eigens angelegten „Wildschadenacker!“ spazieren geht und die dank der herrschenden Einrichtungen alljährlich fällige Geldernte berechnet. Immer hatte ich mir vorgenommen, einmal todesmutig die drei Stufen hinunterzuklettern und hier mein Mittagmahl einzunehmen. Aber solche heroische Pläne werden gewöhnlich von einem Tag auf den andern geschoben, und so ging es auch mit diesem. Vor kurzem aber gab ich mir ein paar Sporen, stieg wirklich hinunter und öffnete entschlossen die Tür, an der eine Glocke hing, die sofort ein heftiges blechernes Gebell anstimmte.

Ein überaus kräftiger Geruch nach Gulasch und Kostbraten schlug mir entgegen. Im Dämmerlicht des Unterstockes sah ich sechs rotgedeckte Tische und eine riesige blechbeschlagene Schank, hinter der eine ungeheuer dicke Frau thronte. Einer der Tische war noch frei, an den andern saßen weißbekaltete Maurer, ein junges Liebespaar und Marktleute. Mein Eintritt erregte einige kurze Verwunderung, dann aber schoß ein nicht ganz sauberer, blasser Kellner auf mich zu, half mir aus dem Mantel, schleuderte ein neues rotes Tischtuch, einen Teller und ein Stahlbesteck nebst feuchter Serviette vor mich hin und reichte mir einen schmalen Zettel, der hier offenbar die Speisekarte vertrat. Ich suchte mir etwas aus und benützte die Zeit, um mich umzusehen. An dem einen der beiden kleinen Bogenfenster stand ein Drahtkäfig, in dem zwei gelbgrüne Kreuzschnäbel munter auf und nieder kletterten und manchmal in den Fächern eines Tannenzapfens nach Samenkörnern suchten. Eine alte Uhr, deren Zifferblatt von den Fliegen arg hergenommen war, schlug die Stunde, und ein etwas verstimmtes Ruckuck rief nach jedem Schlag. An der Wand hingen zwei Velldrucke, deren einer den Kaiser in jüngeren Jahren darstellte. Auf dem andern war der Erzherzog Johann in verschollener Jägertracht zu sehen, wie er, auf sein Griesheil gelehnt, ins Tal blickt. Ueber dem Tisch, an dem das flüsternde Liebespaar saß, war ein abscheuliches Plakat mit der Inschrift „Kiebitz, halt's Maul!“ angenagelt und unweit davon ein andres, das einen Pumpbrunnen darstellte und seine symbolische Bedeutung durch die ergänzenden Worte — „wird hier nicht!“ kundgab. Als ich meinen Blick zur Schank richtete, sah ich nach langer Zeit wieder einmal, wie aus einer blanken Messingpipe braungoldiges Lagerbier in ein Glas rann, schäumend und in weißen Flocken abtropfend, und dieses Glas wurde vor mich hingestellt. Am Nebentisch säbelte einer der Bauarbeiter an einer riesigen

Kalbsteilze herum, und ich beneidete ihn um seinen herrlichen Appetit. Gleich darauf bekam ich eine etwas farblose, aber wohllichmeckende Suppe, auf der grüner Schnittlauch und gebackene Erbsen schwammen.

Der Kellner lief wie ein Wiesel hin und her, fing die derben Brotschnitten in einem Körbchen auf, die die dicke Frau sehr geschickt schnitt, verkürzte hier einen Kranz „Savaladi“-Würste um zwei Einzelwesen, die alsbald in gesunden Gebissen verschwanden, bestellte Gesprizte und Krügeln „Fensterchwiz“, holte harte Eier aus dem Korb im Fenster und schnitt Salami trotz einem Italiener im Prater. Die Maurer waren mit ihrem Essen bald fertig und benützten die Viertelstunde, die ihnen noch blieb, zum „Haderndippeln“ (Kartenspielen). Dröhnend knallten die Trümpfe auf den Tisch, während ich ein recht annehmbares Rindfleisch mit Essigkrem verzehrte. Die Wirtin warf mir hie und da einen wohlwollenden Blick zu, der Kellner schielte bei allen Arbeiten mit einem Auge nach mir, und das junge Mädchen, das mit ihrem Schatz unweit von mir saß, verwies ihrem Begleiter schämig allzu handgreifliche Zärtlichkeiten. Bei den Kartenspielern brach mittlerweile ein jäher, sachlicher Zwist aus, der sich in lauten, scherzhaft gemeinten Vorwürfen äußerte.

„Du bist schon a Mordsviech!“ rief der eine und hieb auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Spielt dir der Tepp in Sichelsiebner aus, wo er waß, daß i die Herz hab. . .“

„Schrei net a so!“ brummte der andre. „Es san andre Leut aa no do!“

Zwei Blicke, die mich trafen, und ein Leiserwerden der Unterhaltung bewiesen mir, daß ich allein die „andern Leut“ war, und daß meine Anwesenheit als störend empfunden wurde. Ich begann, mich meines Pelzes zu schämen, der recht prozig neben dem dünnen, blauen Zäckchen des Mädels hing.

Aber die leichte, kaum merkbare Mißstimmung, die mich in meiner offenbaren Vereinsamung beschlich, schwand im nächsten Augenblick vor den Genüssen, die mir unerbhofft zuteil wurden. Ich bekam einen herrlichen Krautstrudel, vielmehr das Ideal eines Krautstrudels, so unwahrscheinlich gut war diese Mehlspeise, die aus den „noblen“ Gasthäusern aus unbekanntem Gründen nahezu verbannt ist. Dazu funkelte in meinem Glase ein Gumpoldskirchner, der einen so hellen Schein gab, als wären Gold und Silber vermischt. Dieser Trank und der göttliche Strudel hatten etwas Olympisches an sich und versetzten mich in eine Stimmung, die über die Mängel der Weltordnung, über die kleinen Plagen des Lebens und über alle Mahnungen der Vergänglichkeit lächelnd hinwegsieht. Ein Sonnenstrahl fiel schräg durch das Fenster, wärmte die Kreuz-

schnäbel, die sogleich leise zu pfeifen begannen, und ließ Millionen Stäubchen zwischen Rauchbändern tanzen. Ein Metallstück fiel klingend irgendwohin, und nach einem kurzen, surrenden Geräusch kam eine weiche Tenorstimme ganz geisterhaft aus dem rotlackierten Trichter eines Grammophons...

Zu Straßburg auf der Schanz,  
Da ging mein Trauern an;  
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen...

Alle lauschten; die Maurer, die schon zum Aufbruch fertig waren, der Liebhaber, die dicke Wirtin und das Mädchel, und erst das Schüttern eines Ziegelwagens, das wie ein Nahbeben in das Kellerlokal donnerte und alles erklirren ließ, zerstörte das Lied und die wehmütige Stimmung, die mit ihm gekommen war.

Allmählich gingen sie alle, die hier gesessen hatten. Ich ließ mir aus einem neuen Café nebenan, das mit funkelnden Scheiben und spiegelnden Tischen aus gelbem Marmor die ganze Straßenecke einnahm, einen schwarzen Kaffee holen, denn ich dachte gar nicht daran, wegzugehen. Es war so gemütlich, unter dem alten Deldruck vom Erzherzog Johann zu sitzen und dem Flöten der rastlos kletternden Vögel zuzuhören. Außer ihnen war noch ein verstaubter Eichelhäher da, mit türkisblau- und schwarzgestreiften Flügel federchen, etwas beschädigt und schief zwar, aber immer noch listig aus dunklen Glasaugen blickend. Wenn man diesen ausgestopften Markolf lange ansah, begannen dumpf die Tannenwälder der Heimat zu brausen, die unendlichen düsteren und doch so lustigen Bergwälder, in denen silberne Wasser springen und eisgraue Bartflechten von moosigen Nestern wehen. Mein Gott, es war nur ein dummes, totes Vieh, dem nichts anders einen inneren Halt gab als ein Stückchen rostiger Draht, aber es konnte mit seinen Stecknadelkopfaugen zaubern. Es schläferete die umfangreiche Wirtin ein und schloß die Lider des Kellners, der, an die Wand gelehnt, schlief und leise durch die Nase schnarchte. Und durch Mauern und Fenster kam die Sehnsucht nach allem, was da draußen liegt, nach den wilden, braungrauen Bergflüssen, auf denen die Flöße bebend dahinschießen, nach dem weißwangigen, finsternen Haupt des alten Gamsbockes, der aus saftgrünen Latschen sichert, nach dem Fauchzen eines guten Kugelschusses und dem heißenden Holzrauch der Hütten. Der Erzherzog im grünen Tract nickte mit dem Kopf und sah schwermütig ins tiefe Tal hinunter, und die flache Linse des Uhrpendels ging auf und nieder und sagte höhnisch: Schnick-schnack — wie die Uhr im Märchen vom „Rufknacker und Mauserkönig“.

Der Kaffee war sehr gut, süß und stark und scheuchte den leisen Schlummerhauch, der sich auf die Augen gelegt hatte.

Vielfältig klangen die Geräusche der Straße in das stille Gewölbe unter der Ebene des Pflasters und manchmal zitterte der Boden. Neben dem Schantisch bewegte sich etwas wie ein kleiner Schatten, und auf einmal kam eine graue Maus zum Vorschein, fett wie ein kleiner Mönch, unruhig und jeden Augenblick zur Flucht bereit. Eine Wursthaut lag vor dem Tisch, an dem die Bauarbeiter gefessen hatten. Die lockte das Tierchen und dennoch wagte es sich nicht hin. Immer, wenn es ein paar Schrittschen nach vorn getrippelt war, kam eine blitzschnelle Flucht nach rückwärts, und ebenso sicher erschien nach wenigen Sekunden wieder die rosige Nase, schnuppernd und begierig, und das graue Samtfell des Körpers. Ich verhielt mich ganz ruhig, denn ich fühlte, daß ich der Bauwau für das kleine Tier war, und freute mich, als sich die Maus endlich ein Herz faßte, im Nu hinschoß und ebenso rasch mit der duftenden Beute unter der Schank verschwunden war. Aber offenbar war dort nur eine Vorratskammer, die für schlechte Zeiten gefüllt wurde, denn die Maus erschien sogleich wieder, diesmal weniger ängstlich; offenbar war bei der Wursthaut die Furcht lebendig gewesen, man würde eine solche Kostbarkeit nicht so ohne weiteres aufgeben. So kam sie fast bis zu meinen Füßen, machte Männchen wie ein Hase, ließ einen kleinen schrillen Ton hören und nahm dann ganz zahm und artig ein Bröcklein Zucker nach dem andern auf, ohne sich viel vor der Bewegung zu fürchten, die ich beim Zerbrechen des weißen Würfels machte. Aber auf einmal himmelte die Glocke, polsternde Schritte tönten, und Maus und Stille waren fort.

Eine recht ungute Gesellschaft kam herein, schreiend und mit heiseren Stimmen johlend. Jrgendeine Platte wahrscheinlich, denn nach Arbeit sahen die sechs fahlgesichtigen, mit schäbiger Eleganz gekleideten Burschen nicht aus, die da um zwei Uhr nachmittags kamen, um ein paar Doppellitter Wein zu trinken. Sie schienen sich aber doch nicht ganz sicher zu fühlen, denn sie wurden alsbald ruhiger, setzten sich ganz anständig an einen der Tische und erhoben keinen Widerspruch, als der jäh erweckte Kellner das Geld verlangte, bevor er die Flasche mit dem Weißwein vor sie hinstellte. Ich bezahlte und schickte mich an zu gehen, denn ich hatte keine Lust, dem eben beginnenden lärmenden „Auschnapsen“ des Weines zuzuhören. Aber als ich beim Aufstehen zufällig zur Schank blickte, um die Wirtin zu grüßen, sah ich, nachlässig an den Blechrand des Tisches gelehnt, einen breitschultrigen Riesen in weißer Jacke, über der sein feistes Gesicht mit dem aufgedrehten schwarzen Schnurrbart wie ein roter Mond leuchtete. Er trug eine schwarze Kappe, die feisch gegen das mit zwei Virginierstrohhalmern und einem Goldsternchen geschmückte linke Ohr geneigt

war, und hielt die muskulösen Arme vor der Brust gekreuzt, aus etwas verquollenen Neuglein ruhig die weintrinkenden Burschen beobachtend. Ebenso leise, wie vorhin die Maus, mußte dieser Kolosz ins Zimmer getreten sein, und ich begriff nun, weshalb die rohen und überlauten Stimmen der Plattenbrüder plötzlich so manierlich und gedämpft klangen. Die dicke Wirtin und die Einrichtung des Lokals waren offenbar in guter Hut. . . .

Als ich draußen auf dem Granitpflaster stand, war ich fast geblendet von der Helle des Tages. Im Gebüsch der Anlagen schrillten hundert ruhige und freche Spazier, und die hellen Stimmen der Kinder, die in einer Seitengasse irgendein Hüpfspiel spielten, begleiteten das Vogelgeschrei. Die Luft war blau und von Goldflimmerchen durchsetzt, die Knospen zitterten vor Zülle, und das Wiental hinunter flogen frische und kühle Windstöße. Als ich zurückblickte, hob Gambrianus ganz unmerklich sein schäumendes Glas, und der Weinbauer zwinkerte mit den Augen nach seinem vierkantigen Hebergefaß. Weiß Gott, ich hatte zwei Stunden in dem Beisel vertrödelt, mit toten Sähern geplaudert, Mäuse belauscht und eigentlich nur allerlei unsinniges Zeug gedacht. Aber ein gütiger Dämon hatte mir wieder einen kleinen Gewinn zugeschanzt, etwas Scheidemünze des Glückes — zwei ganze Stunden voll von Behagen und Wunschlosigkeit. Und das alles ohne Silberbesteck, ohne schneeweißes Leinen, ohne Kristallgläser und erlesene Genüsse. Zwei Stunden ungetrübten Glückes um eine Summe, die verhältnismäßig gering war. Und ich verstand auf einmal die Sprache der Spazier, die bei ein paar Brotkrumen so fröhlich schrien, und einen Augenblick lang erkannte ich den tiefen Sinn der Tabula smaragdina des Hermes Trismegistus, nach der es weder ein „Groß“ noch ein „Klein“, noch ein „Drinne“ oder „Draußen“ gibt. Aber dann nahmen der wehende Wind, die Sehnsucht und die ziehenden Wolken die Seele mit sich fort und zeigten ihr von weitem noch einmal die Wälder aus verflungenen Tagen, die Wälder und Berge, aus denen vielleicht auch der alte Zauberer im Beisel, der ausgestopfte Säher, gekommen war.

---

## Im Stuhl aus rotem Plüsch.

In einem grauen Morgen voll Regen, Straßenschmutz und Elend, in der ersten Viertelstunde nach dem Erwachen, da die Borsten der Zahnbürste ein Gemisch von Pfefferminzwasser und pulverisierten Krebsaugen die Zahnreihen entlang scheuern, fällt plötzlich ein kleines, schweres Klümpchen aus Gaumenhöhe auf die Zunge. Klingend berührt es den Boden des Waschbeckens und versinkt. Aber auch aus der Tiefe des durch Seife getrübbten Wassers im flachen Becken gleißt es gelbgolden herauf, und man weiß sofort, daß es die Plombe aus dem dritten rechten und oberen Backenzahn ist, der schon seit einiger Zeit durch ein eigentümliches elektrisches Zucken und Kribbeln die Meldung erstattet hat, daß bei ihm nicht alles in Ordnung ist. Die Zentrale des Unterbewußten im Gehirn hat das Telegramm weitergegeben, aber im „Bureau für Schlamperei und Aufschub“, graue Hirnrinde, Zellenreihe Nr. 37 bis 122, ist die wichtige Mitteilung liegen geblieben mit dem dort beliebten Vermerk: „Hat noch Zeit.“ Und so ist es gekommen, daß die Morgenstunde Gold im Munde hatte und aus dem schönen, wie Elfenbein und Gold strahlenden Mahlzahn ein häßlich gehöhltcs und überaus empfindliches Knochenstück geworden ist.

Nun ja, gelegentlich . . . , meint die nichtsnutzige, stets zur Untätigkeit geneigte Zellenreihe, aber der hilflose und schnöde im Stich gelassene Zahn begnügt sich nicht mehr mit dem leisen Klopfen und Ticken, das die Nervendrähte weiterleiten, sondern gibt unangenehme und nicht zu verkennende Alarmsignale. Er läßt sich nicht mit „Zusicherungen“ und „ernstlichen Erwägungen“ abspeisen, wie etwa die Spitalsnot oder das Rehrichtelend, sondern reißt wütend an der Leitung und stört auf pöbelhafte Weise den ganzen wohlgeordneten und konservativen Denkapparat, dem alles recht ist, wenn nur keine Aenderung der bestehenden Zustände eintritt. Die „leitenden Kreise“ beeilen sich, dem kranken Zahn mitzuteilen, daß „demnächst“ Anordnungen getroffen werden sollen, um ihn „zu sanieren“, daß aber die ganze Angelegenheit „reisflicher Ueberlegung“ und „eingehender Studien“ bedürfe. Aber es nützt nichts. Der Kerl will einfach wieder die Plombe haben, die ihm durch die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der „Regierung“

abhanden gekommen ist, und brüllt und tobt in so unausstehlicher Weise, daß nichts andres übrig bleibt, als „zweckgemäße Vorkehrungen“ zu treffen, und zwar sofort.

Es ist eine bittere Sache. Ein Blick aus dem Fenster trifft das schwarze Glaschild mit den goldenen Buchstaben, das das Atelier anzeigt, in dem solche Dinge auf geheimnisvolle Art erledigt werden. Du meine Güte! Die Seele schrumpft zu einer feigen, zitternden Gallerte zusammen im Gedanken an die dort gebräuchlichen vernickelten Instrumente, die sicherlich zum Teil nach Vorbildern aus den Tagen der Inquisition gearbeitet sind. Vielleicht könnte man doch noch ein paar Tage . . . Huit! sagt der Zahn und sendet einen feinen Strahl von heißem Schmerz empor. Also es nützt alles nichts. Langsam, noch mit der Morgenzigarette im Munde, steigt man die Stiegen hinunter, steht eine Weile unter der Haustür, um die architektonischen Schönheiten des gegenüberliegenden Hauses zu bewundern, und geht dann, ach! so langsam quer über die Straße, bis zum Haustor des feindlichen Gebäudes, das sich gähnend wie ein Molochrachen öffnet. Die Stiege ins Hochparterre hat nur wenige Stufen. Aber schließlich braucht man ja nicht so zu eilen, nicht wahr? Man steht ja ohnehin in einer unglaublich kurzen Zeit vor der Thür mit dem Messingschild und dem Briefeinwurf, der so schöne, flache und regelmäßig angeordnete Metallzähne hat, und blinzelt nach dem tückischen Knopf aus weißer Masse, der die elektrische Klingel zum ertönen bringt. Wenn man nämlich darauf drückt, versteht sich. Uebrigens hat sich der Zahn vollkommen beruhigt und seine Sturmpetitionen eingestellt. Hm! Aber der Tag ist lang und noch länger die Nacht, und man hat Erfahrungen. Es ist übrigens interessant, wie die Stiege in diesem Hause gebaut ist. Das ist ja fast eine Freitreppe. Ah! da ist die Tafel mit den Namen der Parteien.

Die Glocke schrillt. Eine Dame, die mehr Tapferkeit und Entschlossenheit aufgebracht hat oder nur geringen Eingriffen in den Frieden ihrer Zähne entgegensteht, ist uns glücklich zuborgekommen, und zudem bleibt nun erst recht nichts übrig, als hinter ihr einzutreten, will man sich nicht gänzlich blamieren. Die Dämmerung des Vorzimmers umfängt uns, die Thür schnappt mit hämischem Geräusch ins Schloß — wir sind gefangen, und betreten resigniert das Wartezimmer, während die Dame, die nach göttlicher Gerechtigkeit eigentlich auf uns harren müßte, in das Atelier rauscht. „So, mein Lieber, ganz recht ist dir geschehen!“ wispert eine böshafte Stimme im Innern. „Vor einem halben Jahr wär' das ganze ein Spaß gewesen. Aber jetzt heißt's aushalten.“ Wenn wenigstens der elendige, verräterische Zahn ein einzigesmal zucken oder sonst wehtun würde. Aber er scheint leblos und unempfindlich zu

sein, und die tastende Zungenspitze fühlt nur die scharfen Ränder, die den zur Nervenhöhle führenden Miniatursteinbruch umgeben. Zur Ablenkung von der eigenen wertvollen Körperlichkeit kann man ja immerhin einige Hefte der hier aufgestapelten alten, illustrierten Zeitungen betrachten und in Erinnerungen versinken. Da sind noch die Bilder von den italienischen Kämpfen in der Cyrenaita, Bersaglieri mit Hahnenfederbüschen auf weißen Tropenhelmen stehen im schattigen Hof eines großen arabischen Hauses, Kamelreiter ziehen wie Silhouetten über kahle Sanddünen, eine berühmte, bildschöne Sängerin lehnt träumerisch an einer Steinterrasse der Riviera, und in Wasserlachen neben einem Bahndamm liegen zerfesselte Waggons mit dem Bauch nach oben. Da gibt es interessante Bilder aus der Naturkunde, Szenen aus der Schwammfischerei, und hier — wahrhaftig — da ist das Haus in Skutari, vor dem immer der Negeraskari mit den abgeschossenen Beinen saß. Und gleich daneben steht das kleine Café unter den alten Ulmen, wo...

„Darf ich bitten?“

Jetzt wird's ernst, du weidlicher Held. Da ist schon der Stuhl aus rotem Blüsch mit seinen Schrauben und vernickelten Hebelstangen, da ist die glänzende Kugel, in der der Motor für die Stahlbohrer rast, und die Glasplatte, auf der allerlei zierliche Geräte mit geraden und gebogenen Spitzen, runden Spiegeln und meißelartigen Schneiden liegen. „Fui Spinne!“ würde unser Freund aus Dresden sagen. Aber wir — ha! — zittern soll uns niemand sehen. Freilich, der Zahn schreit, wenn man ihn nur berührt, und man darf recht neugierig sein, was er tun wird, wenn die rasende Bohrerkrone in seinem empfindlichen Innern gräbt und schürft. „Bitte, nur Platz zu nehmen!“ sagt der Doktor und lächelt, als wir ein belangloses Gespräch über die sinnreiche Einrichtung des Stuhles einleiten wollen. „So. Aha — weiß schon alles. Kleinigkeit — nur eine oberflächliche Geschichte. Halt! Aha...“

Eine feine Eisenspitze hat ein Fleckchen gefunden, von dem aus der Zahn aus seiner heuchlerischen Gleichgültigkeit zu bringen ist. Ganz leise und zart war die Berührung, aber recht gut fühlbar. Und schon beginnt die blanke Kugel fast unhörbar zu summen, und am Ende des von Stahlringen umgebenen Schlauches dreht sich eine matte, graue Bohrerflinge, nähert sich, von ärztlicher Hand geführt, dem mutig aufgesperrten Mund und raspelt am Zahn — grrrrr — — grrrrr.

„Tut's weh?“

„Bah! Man spürt es kaum. Seelenruhig blickte das Auge durch das Parterrefenster auf die verregnete Straße, auf die paar Gebüsche, von denen einige tapfere Exemplare noch immer

grün sind. Die Menschen gehen draußen vorüber, schnell und langsam, in Gedanken versunken oder zerstreut. Ein junger Mann bleibt stehen und blickt einem hübschen Mädcheln nach, das durch einen kurzen Seitenblick in die Spiegelscheibe einer Auslage feststellt, daß er lehrmacht und ihr nachsteigt. Ein Tramwaywagen bremst mit abschwellendem und schließlich verstummendem Gesumme an der Haltestelle gegenüber und speit Menschen auf das nasse Pflaster: zwei dicke Damen, die wie Enten nebeneinander watscheln, einen bleistiftdünnen Jüngling, der in seinem Sommerröcklein friert und vielleicht deshalb oder nur zum Vergnügen so gellend zu pfeifen beginnt, daß man es durch die Doppelfenster hört, einen Mann mit aufgerollter blauer Schürze und zwei Schulbuben. Drei liebliche, munter gefleckte Hündchen mit Ringelschwänzen und Schweinsohren klaffen sich an und geben an allen Ecken Bisttkarten ab, bis eine Grünzeughändlerin, die um einen Kartoffelsack besorgt ist, wie eine Tigerin aus dem Dschungel hervorbricht und die schamlosen Vierfüßler verjagt. Ein Bekannter bleibt stehen und sieht gerade auf die durch weiße Vorhänge abgeblendeten Fenster, als wüßte er, daß wir da sitzen und stillhalten.

Aber auf einmal fährt ein ganz kurzer, blendend heller Blitz vom Zahn in die Augen, und der Doktor setzt den Bohrer ab und fragt, ob es weh tut. Ei jawohl tut es weh. Ob man es aushalten kann? Hum, ja — man kann. Und nun folgt eine Reihe von — wie soll man das schildern? — flizenden, scharfen, unverschämten Schmerzempfindungen trotz der leichten Hand des geschickten Arztes, trotz der haarscharfen Bohrerlamellen. Aber es dauert nicht lange und das Surren des Bohrers verstummt, das Spieglein am Stiel kriecht unter den Zahn und leuchtet in die düstere Höhle seines Innern, und wie eine Freudenbotschaft aus Himmelhöhen klingt das Wort: „So — wir sind fertig!“ Ein kleiner Schluck aus dem Glase spült die feinen Knochenpäne, die der Bohrer geschnitten hat, im geschlossenen Munde hin und her und schleudert sie in einem Wasserfall in die rotgläserne, trichterförmige Schale neben dem Stuhl. „Na, Sie haben sich aber brav gehalten,“ sagt der Doktor, und einen Augenblick lang, während er auf einem dicken Würfel aus Glas etwas knetet, denkt man an die Zeit, da man noch ein kleiner Bub war. Damals machte man wenig Geschichten, und wenn es mit einem ganz ausgehöhlten Zahn schon gar nicht mehr auszuhalten war, wurde man zum Arzt geführt — gegen eine festgesetzte Tage, die aus einem Silbergulden und einer großen Portion Gefrorenes bestand. Der Doktor war ein kleiner, untersehter Mann mit Brillen in dicker Silberfassung und einem Stoppelbart und hielt die Zange im Rockärmel verborgen. Wenn aber das Schmerzgebrüll

verstummt war, holte er aus einer Lade eine herrliche Sammlung von Messingorden an rosafarbenen, grünen, gelben und blauen Bändern, an denen zwei von einem Kranz umgebene gekreuzte Regel hingen. Die Belobung, die man damals für tapfere Haltung einheimste, war jedenfalls verdienter als die von heute, denn gar so heldenhaft kommt man sich selbst nicht vor, wenn man das bißchen Bohren schon als eine Staats-affäre empfindet. Und still beschämt denkt man daran, daß Frauen eigentlich körperliche Schmerzen viel geduldiger und standhafter ertragen als wir und kein besonderes Wesen daraus machen, wenn sie zum Zahnarzt gehen. Freilich kann unserer nur schwer beurteilen wie viel die Eitelkeit, diese vollständig begreifliche und notwendige Eigenschaft der Frauen, zu solchem Heldentum beiträgt.

Das Hineinstopfen des leise knirschenden Amalgams, das diesmal den Goldklumpen ersetzen muß, ist eher vergnüglich, und man betrachtet in den Zwischenpausen mit schiefen Augen-äpfeln die Gläschen und Instrumente mit harmloser Neugier, frei von Furcht. Weil man eben noch nicht weiß, daß der Doktor im nächsten Augenblick ein leises „Oho!“ ausstoßen wird und uns eindringlichst auf ein schwarzes, in die Tiefe gehendes Pünktchen ganz oben am Hals des Augenzahnes aufmerksam macht. Dieser Zahn heißt wahrscheinlich so, weil man eine stärker sondierende Verührung (von Bohrungen ganz zu geschweigen) bis in die betreffende Augenhöhle spürt. Die bloße Vorstellung ist schon so lieblich, daß man sich gern freundlicheren Bildern zuwendet. Und schließlich ist's ja für heute wirklich genug. So kann man beim Durchschreiten des Vorzimmers das Auge wohlgefällig auf einer wenig bekleideten Nymphe aus Terrakotta haften lassen, die bereitwillig einen halbmondförmigen Spiegel emporhält. Ein dicker Mann, der ein nicht gerade blendend weißes Taschentuch an die geschwollene Wange preßt, während man ihm die Türschnalle in die Hand gibt, rührt wohl unser Mitleid, wenn wir an seinen soliden Stockzahn mit den vier kraftvollen Wurzeln denken, aber im nächsten Augenblick schnuppern wir vergnügt in der Regenluft der heller gewordenen Straße mit einem Gefühl, wie es vielleicht Gladiatoren nach glücklich abgelaufenen Arenakämpfen hatten. Ja, wir halten etwas auf uns, und es ist tausend gegen eins zu wetten, daß wir schamlos genug sind, um noch am selben Tage einem mit leisen Zahnschmerzen behafteten Freund zu sagen: „Wie kann man so etwas auch nur einen Tag anstehen lassen! Da geht man doch sofort zum Arzt, Verehrtester!“ Und wir schämen uns nicht im geringsten, den halb scheuen, halb ehrerbietigen Blick einzuheimsen, der unsrer kurz angebundenen Männlichkeit und Entschlossenheit gilt.

## Unter dem Boden.

Wer einmal in seinem Leben in einer Förderschale an dunklen, vor Masse glitzernden Schachtwänden in die Schlinge der Gruben von Charleroi, oder wie immer die Erdruste über dem Maulwurfsbau in der Tiefe genannt wurde, gefahren ist, der denkt zeitlebens daran. Der Anblick der halbnackten, in Schweiß und Rußwasser gebadeten Bergleute, die in solcher Hölle ihr Leben erkämpfen müssen, das dumpfe Schlagen der Wettertüren, das erstickte Rollen ferner Dynamitexplosionen — das alles prägt sich dem Glücklichen, der für gewöhnlich ober Tag im Lichte wandelt, unauslöschlich ein und macht ihn ein wenig mit jenen ernstesten Gedanken bekannt, die mit dem Aufstieg des Menschengesistes untrennbar verbunden sind. Die düstere und großartige Welt des Kohlenbergwerkes und das Leben der Arbeiter, die in seine finsternen Gänge und Schläufe verbannt sind, hat Zola mit so furchtbarer Kraft und so hämmernden Worten in seinem Roman „Germinal“ geschildert, daß keinem andern mehr etwas zu sagen übrig bleibt. Diese Kohlenruben sind wohl das Traurigste, was man sehen kann, und auch das Erschütterndste, wenn man daran denkt, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln irgendeine angesprengte „Windtasche“ mit ihren brennbaren Gasmassen immer wieder die entsetzliche Katastrophe hervorrufen kann, bei der unzählige brave Menschen in Flammen, stürzendem Gestein und Gifschwaden ein jähes oder qualvoll langsames Ende finden können. Wenn wir schon tief unter den Boden steigen wollen, dann doch lieber in freundlichere Stollen, in denen bunte Salzwürfel und Schwalbenschwanzkristalle des Gipses wachsen, oder in Schächte, die zwischen milchweißem, von blauer Kupferlasur und bleigrauem Fahlerz durchwachsenen Schwerpat, goldenem Kupferglanz und blitzenden Erzdrusen in ein Märchenland zu führen scheinen. Hier klingt das „Glück auf!“ der sonst so schweigsamen Knappen viel lustiger als in der Düsternis verkohlter Wälder aus Urzeiten, und hier gibt es, je nach Art und Alter des Muttergesteins, allerlei kleine Wundergeschenke der guten Erde, von der schneeigen, zartgeschlängelten Eisenblüte bis zu den blutroten Granaten und violetten Amethysten.

Aber das Reich, das wir betreten wollten, liegt gar nicht so tief. Eine gewundene Schneidentreppe mit einem fettigen, in Eisenringen hängenden Strick als Geländer führt uns in sanften Drehungen in die Kellerkühle, die so eigentümlich nach schimmeligem Holz und säuerlichen Weinresten riecht. Die einzige Kerze im Schubleuchter tropft und flackert, und allerlei Riesenschatten tanzen an den rohgekalften Wänden mit. Bergwerksgefahren lauern hier wohl nicht. Unbedeutende Fährnisse höchstens, die den, dem sie widerfahren, zur heiteren Erscheinung für andre Leute machen. Kleine, unsichtbare Kobolde leben da, tückische Geisterlein, die mit dem Wein zugleich aus ihren hölzernen Gefängnissen ins Glas schlüpfen, vom Glas in Mund und Magen, von wo sie langsam ins Hirn klettern und das Denken verwirren oder sich wenigstens wie schwere Klumpen lähmend an die Füße des Unvorsichtigen hängen. Weinprobe! Wir kennen die Gefahr, wir wissen, daß wir für ein oder zwei Stunden das Leben des Tantalus führen müssen. Ja, so traurig es ist, wir müssen den Weinschluck, den wir in flüssigen Perlen auf der Zunge fühlen, Gott sei es geklagt — wieder ausspucken. Ganz gemein ausspucken! Weh dem, der ein Schlücklein nach dem andern, aus jedem Faß eines, sanft die Kehle hinabrutschen läßt und heimlich denkt, Wein in so winzigen Schlucken könne nichts schaden. Er wird ebenso schnell eines Besseren belehrt werden wie jener Unglückliche, der infolge einer boshaften Wette ein großes Glas Wein auslöffelt, das heißt Schluck für Schluck aus dem Kaffeelöffel trinkt.

Ach, es gab eine Zeit, in der sich in uns beim Betreten des lieben Kellergewölbes keinerlei vorsichtige und ängstliche Gedanken einstellten. Nun ja, die scheffelfrohen Tage der Buzenscheiben, Landsknechte und trinkenden Mönche sind längst zum alten Blunder gewandert, und niemand bewundert heute mehr den Bruder Gierschlund und Stürz-den-Becher, der einst das Ideal ungezählter „feuchtfrohlicher“ Menschen war. Der Alkohol, einst unser Hofnarr und Duzbruder, ist uns stark verdächtig geworden, und das alte Wort des großen Arztes Paracelsus, der so lange als Vater aller Scharlatane galt und von den Dienern neidischer Kollegen zu Salzburg aus dem Fenster seiner Wohnung gestürzt wurde, so daß er sich zu Tode fiel, haben wir längst als wahr erkannt: „So wie sich in denen alten Weinfässern der Weinstein absetzt, also geschieht es in den Adern, in denen das Blut läuft.“ Aus den Weingeisterlein sind bössartige Dämonen geworden. Aber wir fühlen, daß auch hier, wie immer, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde, und lassen uns die Freude an einem herzhaften Trunk nicht stören. Nur heute nicht, nicht in diesem gewölbten Keller um elf Uhr vormittags. Ernst und mit großer Sachlichkeit wandeln

wir durch die stummen Reihen der bauchigen, vielfach uralten Fässer, die alle halbverwischte Kreide- und Rötzelzeichen tragen, und klopfen nur manchmal mit gebogenem Zeigefinger an die Dauben, um nach dem Schall die Fülle zu prüfen. In diesem dunklen Faß da ruht der bernsteinfarbige Tokayer, der beim Kosten einen leichten Geschmack nach Roggenbrot im Munde zurückläßt; in langen Reihen sind Oesterreicherweine aufgestapelt. Jeden Augenblick kommen wir an einem Seitengang vorüber, in dem Fässer mit Rotwein aus Tirol und Burgund ruhen oder Gestelle mit vollen Flaschen an den Wänden stehen. Wir können uns die Namen aller Sorten nicht merken, die in hellem Strahl oder in dunkelroten Tropfen aus dem sorgsam gedrehten Hahn in unser Glas rinnen. Ab und zu essen wir ein kleines Stück Brot, um den Geschmack frei zu machen, und mehr als einmal sind wir im Begriff, auszurufen: „Salt! Nicht weiter! Bei diesem wollen wir bleiben!“

Schließlich jedoch geschieht trotz aller guten und besten Vorsätze das, was wir vermeiden wollten. In einer Ecke stehen schwere Eichenstühle um einen großen unbeweglichen Tisch, auf dem Gläser blitzen. Appetitliche Brötchen mit einer Einlage von Käse oder kaltem Fleisch sind zu einem Berg getürmt, und wir geben, seufzend ob unsrer Schwäche, allen Widerstand auf. Weh geschieht uns nicht, das muß man schon sagen, und das erste Glas läßt alle Besorgnis in Nichts zerfließen. Ganz leise kommen die alten Freunde aus vergessener Studentenzeit, ein bißchen vorwurfsvoll blickend wie alle zärtlichen Gespenster; der Rodensteiner in grünem Samt, mit wildem Bartwisch und Pfundsporen, der hemdärmelige Enderle von Retsch, Spazzo, der Kämmerer, der Hospodar Bibesco und Berkeo, der Zwerg, Bistorius aus Freiburg, der Beglerbeg Rambambo und noch so einige, mit denen wir vor Jahren recht gut waren. Wir sehen sie ja nicht gerade mit leiblichen Augen, aber da sind sie, das ist gewiß, ebenso wie der Mann aus dem Bremer Ratskeller da sein muß, der einen silbernen Hahn hinter dem Ohr hat, aus dem er von Zeit zu Zeit die Weindünste entweichen läßt; und vielleicht lauert auch der geisternde Ratsherr Thurneisser irgendwo, der seine Pfeife raucht, und dann wenn der Tabak verbrannt ist, seinem entsetzten Gegenüber zuraunt: „Werden lange keinen so guten mehr rauchen, Hochschätzbarster! Ich will Ihnen nämlich ein bißchen den Hals umdrehen!“ Lieber nicht, Herr Thurneisser! Noch habt ihr zu ewigem Suff verdamnten Geister keine Gewalt über uns, obwohl wir eure Nähe fühlen.

Dieser Keller ist übrigens sonderbar und alt. Fast möchte man glauben, in einem leeren Gang der Katakomben von St. Stephan zu sein. Aber diese Katakomben sind vermauert, samt allen Skeletten und Knochenherbergen, samt der

Bestgrube und allen andern Reliquien der alten Menschheit von Wien. Es ist ja nicht viel mehr dort zu sehen als an andern Schädelstätten solcher Art — aber immerhin, es sind die Katakomben von Wien, voll von den Resten der Menschen, die denselben Wein tranken und dieselbe Luft atmeten wie wir, und es ist gar kein Zweifel, daß allerlei über den Tod hinaus festgehaltene Wünsche und Gedanken in den verschlossenen Gängen schweben und auf Erlösung harren. Aber auch hier ist es seltsam genug. Wer kann sagen, wie alt die Steinsäule mit dem viereckigen Kapital ist, die hier vor uns plump und fest das Kreuzgewölbe der grauen Decke trägt. Sonderbare, halbverwitterte, von Salpeter zerfressene Schriftzeichen sind darauf, die nicht mehr zu enträtseln sind, das grobgemeißelte Bild eines Mannes, der in ein Hifthorn bläst, und irgendein unbegreiflich gestaltetes fliehendes Tier. Wozu dienen die zwei schweren rostigen Eisenringe, die an dieser Säule befestigt sind? Wissen sie etwas von jenen blutigen Märcen und erstarrten Schreien, die in so vielen Verliesen spuken? Solche alte Säulen bewahren ihre Geheimnisse wohl und geben uns höchstens unlösbare Rätsel auf. In der Zisterne der tausend Säulen zu Stambul standen wir lange vor einer, die halb im Sande versunken war. Eine Menschenhand hatte mit Kohle auf den Stein geschrieben in deutscher Sprache: „So weit bin ich vor dir geflohen! 1738.“ Eine sonderbare Inschrift, und schwerer zu deuten als die ins Holz einer Kirchenbank zu Westminster geschnittenen, vierhundert Jahre lang von einem herzförmigen Strich umgrenzten Namen „William — Edith“, die wir im Dämmerlicht des Domes lasen. Was aber auf dieser Säule im Weinkeller stand, was der blasende Mann und das unbekannte, unkenntliche Tier bedeuteten, wird niemand je erfahren.

Aber mit der Zeit dünkt es uns, als wäre der Keller nicht so düster, als wir anfangs glaubten. Die Schritte des Rüfers, der uns bedient, klingen auf der festen Erde des Bodens, und allerlei Töne klingen mit, als rausche ein Afford auf. Irgendwo fällt ein Tropfen in Flüssigkeit und läßt eine eigentümlich-melodische helle Tonfolge erkennen: Glit — Glit — Glak — Glit — Gluf — Glak. Aus einem der Gänge kommt ein feines Summen, wie von einem Mückenreigen, und wir erschrecken ordentlich, als sich ein langer Streif erstarrten Stearins von der Kerze löst und mit lautem Klang auf die Metallmanschette fällt. Wie wäre es, wenn jetzt ein paar Kerle mit Pluderhosen, geschlizten Wämfern und langen Kaufdegen an unsern Tisch kämen und zum dumpfen Schwirren der Theorben irgendein verschollenes Lied sängen:

Rein besser Leben ist  
 Auf dieser Welt zu finden,  
 Als wenn man ißt und trinkt  
 Und läßt sich gar nichts kränken.  
 Sterb' ich nur in dem Feld,  
 Sterben ist mein Gewinn.  
 Sterb' ich auf frischer Tat,  
 Vom Feind gestorben bin . . .

Oder wenn mit Beckenschlag und Zimbellängen ein Schwarm weinseliger Korybanten durch diese stillen Kellergänge rasen würde? Unsere Gläser klingeln so dünn und schüchtern, wenn wir auf die gute Stunde anstoßen, und unsere Gespräche halten sich unwillkürlich auf einem mehr als bescheidenen Mezza voce. Man spricht nicht laut in Kellern, denn manchmal ruft etwas hinter den Fässern das letzte Wort zurück, und solche hohle Gegenrufe im Zwielicht sind nicht angenehm. Weiß Gott, ob es nur das Echo ist! Es sind sicherlich schon so viele hier gefessen und gestanden, die nun als körperlose Schemen nach menschlicher Gesellschaft lüstern sind. Als Kind kannte ich einen Keller, in dem saß ein Mann, der hielt seinen Kopf in der Hand, und doch rauchte dieser Kopf aus einer glühenden Pfeife. Eine alte Gans von Magd hatte das erzählt, und es blieb lange haften, auch als ich wußte, daß in diesem unterirdischen Raum nur Wein- und Mineralwasserflaschen sowie Winterkartoffeln lagerten. Dieses Kellergespens war ein ähnlich bösesartiges Geschöpf wie der halsumdrehende Ratsherr, und bei beiden wurde das Grauenhafte ihrer Erscheinung noch durch das Rauchen, durch diese groteske Betonung einer gewissen Körperlichkeit, gesteigert.

Könnte der Blick nur durch die Mauern und durch das undurchsichtige Element der Erde dringen! Wir würden gewiß so manchen Schatz und Hort blühen sehen in leuchtendem Glanz, den einst reiche Bürger zur Türkenzeit verscharrt und nicht mehr gehoben hatten. Wir würden in uralte Gräber blicken mit Langobardenschwertern und hunnischen Krumsäbeln. Dabei fällt uns ein, wie wir vor vielen Jahren in dem Kärntner Schloß eines Freundes freventlich die Steinplatte der Gruft hoben und den Moder durchstößerten, der den Boden kniehoch bedeckte. Wir fanden Schwerter, Dolche und Kreuze, die den Toten mitgegeben worden waren, aber sie waren aus flachem Blech geschnitten, wertlose Symbole. Und wir ließen erst ab von unsrer heimlichen Arbeit, als ein auf unerklärliche Weise entstandener, brüllender Ton aus den Pfeifen der Orgel, die auf dem Chor der Kapelle stand, uns zu Tode erschreckte.

Man kommt allzu leicht ins Träumen im schwachen Licht der Kerze und im süßen Duft der edlen Weine, die zwischen Mähren und Niederösterreich wachsen. Nicht alle Tage blinkt unverfälschter „Hundsplakler“ oder „Lampelberger“ im Glase. Die zwei Fässer an der Wand, auf deren einem das Wappen der Stadt Wien geschnitzt ist, während auf dem andern ein stilisiertes Rößlein mit runder Kruppe und kleinem Kopf zum Sprung ansetzt, geben für Geld nichts von ihrem köstlichen Inhalt her. Es ist eine besondere Ehre, die uns widerfährt, und wir müssen auf zwei gekreuzte Messingpipen einen heiligen Eid schwören, den Keller nicht zu verraten. „Ke—Kell—Keller“ sagt einer aus unsrer Kunde und blickt etwas gläsern und verständnislos vor sich hin. Wäre es nicht Zeit, meine Herren . . . ? Noch wacht die Vernunft und stellt fest, daß es gut für uns ist, Worte wie „Exzentrizität“ oder „Exterritorialität“ recht behutsam auszusprechen. Denn es könnte sonst jener Zustand eintreten, in dem auch das leichte Wort „Eulalia“ nicht mehr gesagt werden kann. Vorsichtig setzen wir Fuß vor Fuß, die Schneckenstufen hinauf, dem fahlblauen Lichtschein entgegen, den der helle Tag als Späher in die unterirdische Finsternis sendet. Und bei der letzten Wendung stehen wir geblendet und verduzt seit vielen Wintertagen zum erstenmal wieder im Sonnenschein, mitten unter lauten, rasch gehenden Menschen, donnernden Wagen, steilen Häuserfronten und ziehenden Wolken. Ein scharfer Wind fährt uns ins Gesicht und bläst die letzten Keller- und Weindünste fort. Den Freund aber, dessen Zunge vorher stolperte, „hat's“. Der Kopf ist ziemlich klar, aber die Füße sind uneins geworden, und einer kümmert sich nicht um den andern. Der Herr der Weingeister lächelt und winkt mit der Hand, da er sieht, wie wir sein Opfer in den lackierten Rumpf eines Autos schieben. Und in dem Augenblick, in dem es mit blöckender Huppe fortfährt, verschlingt uns die Straße und der Strom der Menschen, von denen ja keiner vom andern das Woher weiß und nicht das Wohin.

## Mittageffen.

Wir wandeln in einem Kreife der Qualen.  
(Chor der Verdammten.)

Ach, dieses schreckliche Gefühl der völligen Interesselosigkeit an einer der wichtigsten Betätigungen des Lebens! Die Serviette ist über die Knie gebreitet, die Schwalbenschwänze eines Fracks wedeln eifrig herbei, und im nächsten Moment irrt das Auge gelangweilt und überdrüssig durch die wohlbekannten violetten Linien der Speisekarte. Das Mittagessen mit dem täglichen Brot des Rindfleisches ist erträglicher wie der Abend an den grellweißen Tischen unter den Glühbirnen. Gleichzeitig lauscht der Magen den Mitteilungen, die ihm durch verzwickte Gehirnvorgänge über Aussehen, Geruch und Geschmack der hier verzeichneten Speisen in demselben Augenblick gemacht werden, in dem sich die Buchstaben zum Wort und die Worte zum Begriff geformt haben. Vom steirischen Boulard bis zum Schweinstarree mit gedünstetem Kraut erstreckt sich eine Steppe trostloser Gewohnheit, und immer stärker stellt sich während des Lesens das beklemmende Gefühl ein, als hätte man soeben dies alles bereits verspeist. Nur selten nimmt der Küchenchef des Stammgasthauses einen Anlauf, und an solchen Tagen liest man mit freudigem Erschrecken den Namen einer längst entbehrten und in Mahlzeitsträumen ersehnten Speise, wie etwa „gefüllte Paprika“, „Krautstrudel“ oder „Heidensterzsuppe“. Aber das sind, wie gesagt, seltene Ausnahmen, und im allgemeinen weiß man im Augenblick, in dem man das Drehkreuz des Einganges oder die einfache Thür durchschreitet, genau Bescheid in den mäßigen Freuden, die hinter den großen Scheiben, durch deren Vorhänge verlockend warmes Licht sickert, des Gastes harren.

An solchen Gasthausabenden erscheint mit peinlicher Hartnäckigkeit immer wieder der geheime Plan der eigenen Küche, der der Phantasie eine unermessliche Kette von Lieblings Speisen und gastronomischen Genüssen seltener Art vorspiegelt. Weder die Ehrfurcht vor dem welt- und menschenkundigen Stammtischoberhaupt noch das Interesse für die Mitteilungen Theaterfreudiger oder für die beliebten Erinnerungen aus dem Liebesleben alternder Junggesellen sind

imstande, den Schrei nach liebevoll und persönlich zubereiteten Schüsseln zu ersticken. Immer wieder kommen Kindheits-erinnerungen an köstliche Rahmsaucen, an Pasteten mit verschollenen feinen Gewürzen, an schwere Honig- und Muskat-tuchen, an eingemachte Gurken, die nach wilden aromatischen Kräutern schmecken, an flaumige Krapsen aus Brandteig und englischem Chester und an poröse schwere Kartoffelpuffer, die man in der ewigen Seligkeit wiederzufinden hofft. Man beneidet den rosigen, dicken Tischgenossen, der mit der liebevollen Ergriffenheit eines Gourmands und mit den rundlichen, abgemessenen Handbewegungen eines schmausenden Prälaten seinem „Gansbürgerl“ oder einem „Zellerl voll Stampi“ näher tritt, nachdem er schon „Egala riß“ (Oeufs à la russe) und ein „Gullaschsupperl“ in der Doppelreihe eines breiten und blanken Gebisses verschwinden ließ. Gott ja, man kann sich, wenn man ihm folgt, mit „Spargerln“ schon einige Abwechslung schaffen, wenn es das Budget aushält. Aber die rechte Liebe ist es halt doch nicht und kann es auch nicht sein. Denn der Gastwirt befindet sich genau in derselben Lage wie einer, der ein Buch schreibt: Jedem einzelnen kann er's nicht recht machen.

Es bleibt also nichts übrig, als in ernste Erwägungen behufs Aufbesserung des wichtigen Genusses, den wir „speisen“ nennen, zu versinken und die zwei Wege, die möglicherweise zum Ziel führen, zu betrachten. Der erste besteht im Aufgeben der bisher sorgsam und mit Energie geretteten Freiheit der Persönlichkeit, die durch einen gewissen, höchst einfachen, aber mit vielen Dingen unlöslich verbundenen Goldreif am vierten Finger der rechten Hand in mehr oder auch minder angenehme Hörigkeit gebracht wird. Bei richtiger Wahl ist dann freilich auf Erfüllung aller Magenwünsche, ja selbst auf die bekannten himmlischen Rosen, die ins irdische Leben geflochten werden, zu rechnen. Im andern Falle handelt es sich allerdings nur um die freie Wahl eines weiblichen Tyrannen, mit dem uns zwar nicht Liebe, wohl aber Genußsucht in bezug auf die täglichen Mahlzeiten verbindet und von dessen Wohlwollen unser Befinden abhängig ist, während die Ehrlichkeit der Geldgebarung sehr mit unsern Kaffeeverhältnissen zusammenhängt. Es hat sich nämlich durch eingehende Forschungen und durch gewissenhafte Zusammenstellung fremder Erfahrungen herausgestellt, daß in dieser Beziehung der allein lebende Mann gegen die Beherrscherin der Küche ein rechnerischer Waisenknabe ist. Leider kann es nicht verborgen bleiben, daß auf diesem Gebiet überhaupt eine völlige Ueberlegenheit des Weibes über den Mann in Erscheinung tritt, und ich erinnere mich noch mit tiefer Beschämung des „silberkellen“ Gelächters einer an-

mutigen Damengesellschaft in verschiedenen Altersstufen, das ein wirtschaftsführender, unverheirateter Freund von mir hervorrief, als er unvorsichtigerweise einige tückische Fragen nach den gegenwärtigen Lebensmittelpreisen beantwortete. Vom Backfisch bis zur würdigen Matrone flog eine elektrische Welle unsäglich geringschätzigen Mitleids mit dem Unglücksmann, der im Zeichen der Teuerung und außerdem noch mit einem Privataufschlag von 25 Prozent speiste. Aber „die Person“, die ihm mit Mehl-, Eier-, Fleisch- und Butterpreisen eigener Aufstellung das vielgeprüfte Fell über die Ohren zog, gab über erregten Vorhalt des Betroffenen die Sache nicht verloren, und als ich den Unseligen wieder traf und von ihm hörte, sein Einschreiten bei der Köchin hätte ergeben, daß die Damen von den Marktpreisen nichts verstünden, da wußte ich, daß er rettungslos verraten und verkauft sei.

Um einem solchen lächerlichen und bejammernswerten Schicksal zu entgehen, tat ich allen Mannesstolz von mir und fragte bei klugen Frauen an, die, von ständiger Mütterlichkeit bewegt, sich des irrenden Schäfleins auch dann annahmen, als ihr Bemühen, ihn auf den ersten der beiden Pfade zu lenken, auf hartnäckigen und erbosten Widerstand stieß. Man kann solchen uneigennütigen Edelmut nicht hoch genug werten, und ich glaube nicht, daß Männer sich so liebevoll und eingehend mit den kleinlichen Alltagsorgen eines Geschlechtsgenossen beschäftigen würden. Aber trotz aller dieser Beihilfe, trotz einer Liste von Bezugsquellen, Dienstvermittlerinnen usw. bin ich noch immer zu keinem Resultat gelangt. Freilich, bei Spaziergängen durch die Stadt bleibe ich gern vor gewissen Auslagen stehen und betrachte mit Wohlgefallen die blitzenden Kochgeschirre aus Reinnickel, die braunen Steingutformen, die Gemüseschüsseln und die papinischen Töpfe mit Ventil und Bügel, in denen man die hochgepriesene Marmite bereitet. Ich hemme den Fuß vor einem der schönen Porzellanläden, schwanke zwischen einem feinen Speisesevice mit geschmackvollem Goldrand und blauweißen Meißnerschüsseln, studiere mit Entzücken feinebemalte Obstteller und Teeschalen. Die Kassetten mit den blanken, säuberlich in Reih und Glied ruhenden Silberbestecken üben magischen Reiz auf mich aus, die kristallhellen Gläser und geschliffenen Karaffen locken mich. Vor Küchengeschäften kann ich weltentrückt in einen Traum von Kaffeemühlen, Vorlegegabeln, Eierbechern, Flaschenstoppeln mit silbernen Figuren, Butterkühlern und flachen Reindln versinken. Eisschränke lassen mich an herrliche Mahlzeiten in verdunkelten, kühlen Zimmern denken, während draußen der Asphalt in der Sonnenhitze zu schmelzen beginnt. Kleine Töpfchen aus gelblichem Ton, die ein Deckel verschließt, erinnern mich an gewisse

Ragouts mit Krebschwänzen und Trüffeln, damastene Tischtücher lassen in meinem Ohr das feine und appetitreizende Geräusch diskreten Tischdeckens entstehen. Und ich weiß, daß ich nicht mehr gleichgültig an den Spargeln, Herrenpilzen, Artischoken und Obstbergen der Märkte vorbeigehen würde, wenn diese Schätze aus Porzellan, Steingut, Metall, Glas und Leinwand mein Eigen wären.

Es ist alles nur ein schöner Traum! Die klugen Frauen, deren wertvollen Rat ich einholte, hatten recht, wenn um ihre Mundwinkel die Schlänglein des Spottes glitten, als ich sagte, daß Küchenfachen billig seien. Sie sind freilich billig, wenn man einzelne Stücke zur Komplettierung einer bereits vorhandenen Einrichtung kauft. Es kostet auch nicht die Welt, wenn ein junges Paar, dem die Liebe wichtiger ist als kulinarische Genüsse, sich eine der in Bausch und Bogen käuflichen Einrichtungen kauft. Wenn man aber, wie ich, mit der Einrichtung einer Wirtschaft gleich die unbescheidenen Vorstellungen einer Kardinalsküche verbindet, heimlich von getrüffeltem Fasanen und Savarins mit altem Rognak träumt, dann verhält sich die Sache wesentlich anders, und die Teuerung hängt nicht mit den Preisen der braven Leute zusammen, die Küchengeräte verkaufen, sondern mit den üppigen Schwelgerphantasien eines ichsüchtigen Junggesellen, der sich einfach die Annehmlichkeiten der Ehe verschaffen möchte, ohne zu heiraten. Und bei längerem Nachdenken erschien mir klar und deutlich die Wahrheit, daß solche Freuden nur bei einem gewissen Reichtum oder bei geradezu begeisterter Fürsorge eines liebenden Wesens für unsre Person erreichbar sind.

Auch die Unansechtbarkeit dieses Satzes wurde wieder erschüttert. Eine oberflächliche Berechnung nach Katalogpreisen sprach allerdings für die Unmöglichkeit, die Einnahmen mit den geplanten Ausgaben in harmonischen Zusammenhang zu bringen. Ich gestehe, daß ich mir einen ganzen Berg solcher meist hübsch ausgestatteter Büchlein mit genauen Abbildungen der einzelnen Gegenstände und Preistabellen beschafft hatte. Trotz dieser Berechnungen erklärte mir ein anderer Freund, der wegen seiner Prachtliebe und der damit verbundenen Tafelfreunden in weiteren Kreisen bekannt, ja berühmt ist, daß meine Behauptungen Unsinn seien, und daß man mit sehr wenig Geld eine ausgezeichnete Wirtschaft führen könne. Um mich zu belehren, lud er mich zum Essen ein, und ich bekam in der That neuen Mut. Besonders ein Spinatpudding und eine aus billigen Nordseefischen bereitete wundervolle Speise hatten es mir angetan. Bei näherer Betrachtung indes und gründlicher Aussprache ergab es sich leider, daß meine Berechnungen sich von seinen wirklichen Ausgaben wenig entfernten. Trotzdem gal

ich ihm in allem, was er sagte, recht, indem ich mich an ein Bibelwort hielt, das da lautet: „Streite nicht mit einem Gewaltigen, auf daß du ihm nicht in die Hände fallest.“

So ist es denn vorläufig wieder nichts mit dem eigenen Herd, dessen Wohlgerüche den Heimkehrenden hätten begrüßen sollen. Mit den angeschafften Gegenständen, die in jähem Launen und entschieden verfrüht gekauft wurden, läßt sich vorderhand nicht viel anfangen. Sie bestehen allerdings nur aus einem großartigen Zuckerstreuer, der sehr schön ist, aber trotz heftigen Schüttelns keinen Zucker von sich gibt, aus zwölf herrlichen Obsttellern, die mir ein Freund, der wundervolle Glasgegenstände erzeugt, verehrte, und aus einem elfenbeinernen Salatbesteck, das ein Vermögen gekostet hat. Im übrigen besitze ich Teller in zehn verschiedenen Formen, Farben und Größen, die sich in meinem unsteten Leben gesammelt haben, zwei wertvolle, papierdünne Chinaschalen ohne Henkel und eine riesige Fleischschüssel, die sicherlich der Delikateessenhandlung einer kleinen Garnisonsstadt gehörte. Damit läßt sich nicht viel anfangen. Es ist noch ein Glück, daß ein vollständiges Teeservice, eine Rumflasche und einige verschiedenartige Trinkgläser vorhanden sind. Diese traurigen Verhältnisse hindern natürlich die Ausübung auch der bescheidensten Gastfreundschaft in hohem Maße. Vom Besteck, namentlich von den Tischmessern, die ich gelegentlich als Schraubenzieher oder Ristenöffner benütze, will ich lieber gar nicht reden. Das Material ist zum Teil edel, aber durch rohen und unverständigen Gebrauch stark angegriffen.

Aber auch dieser Zustand, über den Familienväter und Hausfrauen je nach Gemüthsbeschaffenheit mißbilligend oder lächelnd den Kopf schütteln mögen, hat eine gewisse zigeunerhafte Annehmlichkeit, die unschätzbar ist. Das ist die absolute Freizügigkeit. Männer in solcher Lage sind nämlich Herren der Zeit. Sie können essen, wann und wo sie wollen. Keine liebliche, aber unwölkte Stirn droht, wenn es einmal eine Stunde später geschieht als gewöhnlich, kein sanfter Zwang nötigt den Hungrigen, sechs Bezirke zu durchrasen, um den gesicherten Futtertrog zu erreichen. Je nach Laune und Aufenthalt sitzt man einmal am rot gedeckten Tisch eines Weisels, um ein andermal im gedämpften Licht eines vornehmen Hotel-speisesaales zu essen. An dem einen Tag bestellt man sich Minestra und Branzin am Rost in einem italienischen Gasthaus, am andern erfreut man sich, einer Eingebung folgend, an Pfefferfisch und Gänsebrust, um dann unvermuthet, eines asketischen Freundes halber, Pilzlingschnitzel in einem vegetarischen Speisehaus zu genießen. Und weiß der liebe Himmel, es ist eigentlich sehr schön, so ungebunden zu sein und so

vergnügt herumzuströhlen mit dem kleinen, aber nicht uninteressanten Ich-Problem: „Wo speise ich heute?“ Die gewiß unbegründete Angst, es könnten in den Rosenfesseln der Ehe doch ein paar verborgene Dörnlein sein, sperrt den einen Weg zur eigenen Wirtschaft, die Furcht vor „Rucheldragonern“ und „Körperlgehd“ den andern. Bleibt also nichts übrig, als die (leider schon etwas abgenützten) Schwingen zu entfalten, und von Gasthaus zu Gasthaus zu flattern, ein ewiger Gast auf Erden, dem aus allgemeinen Küchen sein Teil gegen Bezahlung jeweils zugemessen wird. Es ist vielleicht wirklich besser, mit Sicherheit zu wissen, daß man am Sonntag Leberknödel und Apfelstrudel bekommt, als sich in lebenslängliche Küchenverbindlichkeiten einzulassen. Denn dann kann man nicht mehr wie heute noch erklären: „Ah, da gehe ich einfach in ein andres Gasthaus!“ Nein, mein Lieber! Das ist so wie in der Lotterie. Das Los muß man behalten, ob es gezogen wurde oder nicht, das Geld aber bekommt man nicht mehr zurück. Also, in Gottes Namen — bleiben wir beim Rindsbraten mit der braunen Allerweltssauce. Die eigene Wirtschaft ist für uns zu teuer — so oder so. Wir Junggesellen sind ja ebenso unverbesserlich wie die schwarzen Krähen, die über die Felder streichen — frei, verabscheut und gewissenlos, aber im Grunde glücklich und zufrieden.

---

## Nachtwanderung.

Ganz plötzlich, mit einem Schlag erlöschen die Bogenlampen, die wie blanke Mondfrüchte auf hohen Masten leuchten, glühen noch eine Sekunde lang rötlich auf und werden dann unsichtbar im Dämmer der Höhe. Unser Schritt, dessen schwaches Geräusch am Tage der brausende und rollende Lärm der Straße verschlang, klingt nun auf dem Pflaster. Alle Töne werden plötzlich vernehmlich und unterscheidbar: das Singen des Windes in den Telephondrähnen, das ferne Pfeifen eines Zuges, das Murmeln und Plätschern offener Brunnen. Alles ist anders geworden. Etwas ausgesprochen Geheimnisvolles liegt wie ein feiner Schleier auf allen Dingen, die sich in unserm Auge spiegeln, und sie nehmen ganz von selbst besondere Formen an: Ein Sandhaufen sieht aus wie ein kauernendes, sprungbereites Tier, ein zusammengeballtes Papierblatt ist wie eine schlafende Katze, eine Wasserpflanze blinkt wie geschmolzenes Blei. Am Mond, der blaß und übellaunig manchmal am finsternen Himmel erscheint, jagen Pferde, aus zerfließendem Wolkenschwarz gebildet, geflügelte Drachen und zottige Wölfe vorüber, bis die helle Scheibe auf lange Zeit im finstern Bauch eines dicken, langsam ziehenden Ungeheuers verschwindet, das vorübergleitet. Im Kanal unten tanzen die Ratten und kämpfen mit lautem Quieten. Aus den Lüften kommt manchmal ein leiser, ganz verwehter vieltausendstimmiger und bebender Ton, ein Rufen von Wandervögeln, die schon ihre Vorhut ausgesendet haben. Die große Hochzeit beginnt allmählich, unten in der Tiefe der Kinnjale und Kloaken gerade so wie hoch droben in reiner Luft. Das Blut aller lebenden Wesen beginnt in diesen Vorfrühlingsnächten schneller zu kreisen, von unbestimmten Ahnungen beunruhigt, und die herben Gerüche, die der wehende Wind aus den Wäldern und von der Erde der frischgepflügten Acker mitbringt, sind Boten der Liebe. Der Urkreislauf des Lebens geht seinen unbeirrbaren Gang auf tiefgeheimnisvollen und verborgenen Wegen, in tausend Verkleidungen und Masken, wachsend an jedem Hindernis und sterbend in der Erfüllung.

Die Fenster der Häuser sind fast alle schon dunkel. Schweigend stehen die schwarzen Fronten, mit den unzähligen

Glasscheiben die schwache Spur des Himmelslichtes widerspiegelnd, und nur selten leuchten zwei oder drei goldene Fenstervierecke in die Nacht. Dieses gelbe Licht erleuchteter Zimmer ist gemüthlich und traulich, und es hat uns oft auf endlosen Reisen mit unbestimmter Sehnsucht erfüllt; wir erinnern uns solcher Fahrten im Dämmer, wenn die Telegraphenstangen schattenhaft vorbeiglitten, die Unrisse der waldigen Hügel am trüben Himmelsbogen verschwammen und schwarze Büsche, geduckt und scheu, über die endlosen Felder zu kriechen schienen. Dann kam manchmal aus einem Einödhof rotgolden dieser Schein aus einem Fenster wie ein Gruß zu uns ins Abteil und ließ Erinnerungen auftauchen, die uns teuer sind, alte, uns wohlbekannte Bilder. Das Licht, das aus den Fenstern der Stadthäuser in die nachtdunklen Straßen flimmert, ist uns fremd und räthselhaft. Wer weiß, welchen Vorgängen es leuchtet. Vielleicht geben sie ein Fest dort oben, vielleicht sitzt ein Gelehrter über seinen Büchern, weltentrückt und in jenem Uebergangsstadium zwischen Wissen und Ahnen, aus dem aller geistige Gewinn der Menschheit strömt. Jener zuckende, unsichere Schein, den eine Nachtlampe wirft, kann ebensogut auf den Köpfchen schlafender Kinder spielen wie im fiebergequälten Angesicht eines Kranken, der schon das leichte Klappern knöcherner Füße zu vernehmen meint. Jeder hat sein eigenes Licht und seine eigene Höhle, in der es brennt, und die Vorübergehenden kümmern sich nicht darum.

Seltzam, wie still die Wiener Straßen sind des Nachts! Der Wunsch, das „Sperrsechserl“ zu ersparen, kann es allein nicht sein. Diese sonderbare Tage für das Betreten der eigenen Wohnung, die sich die Bevölkerung keiner andern Stadt der Welt auch nur einen Tag lang gefallen lassen würde, ist seit dem Jahre 1848, da die Hausmeister Polizeikonfidenten waren, den Wienern sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Eher trägt noch das Verkehrsleud die Schuld an der nächtlichen Reglosigkeit. An manchen Tagen, im Fasching zum Beispiel, wird der schüchterne Versuch gemacht, ein „fröhliches Treiben“ dadurch hervorzuzaubern, daß von Zeit zu Zeit ein überfüllter Tramwaywagen nach halb eins über den Ring poltert. Selbst dieses harmlose Unternehmen, dem Verkehrsbedürfnis statt mit „Angebben“ (Enqueten) tatsächlich entgegenzukommen, löst schon die Erbitterung konservativer Rutscher aus, und wir vernahmen einmal beim Besteigen eines solchen unversehrt erscheinenden Tramwaywagens das Donnerwort eines Komfortablers, der sagte: „An jeden durchhauen, der mit der Tramway fährt und kein Einspanner nimmt!“ Nein, in dieser Stadt wird nie ein Nachtleben sein, und es ist gut so. Bitter ist der Verkehrsmangel freilich für die Armen,

die müde von der Arbeit kommen und weit draußen wohnen. Bei denen, die aus den Vergnügungslokalen strömen, langt es häufig auf ein Automobil. Trotz des beschämenden Gefühls unbeschreiblicher Rückständigkeit wünschen wir nicht das Bild der nächtlichen Friedrichstraße von einst nach Wien verlegt zu sehen. Wir haben vorläufig mit der seit Jahren bei uns eingereissenen Art, die Neujahrsnacht zu feiern, vollkommen genug. Nein, laßt uns weiter duseln, laßt uns „Gawliere“ bleiben! Wir verlieren sonst, wie es uns anderwärts unliebsam auffällt, den Titel „Gnå' Herr!“ oder gar „Herr Baron“, und die ganze holdselige, versumperte Eigenart, die nach der Meinung oder nach den Plänen einiger im Beibehalten aller Schlamperei und Unordnung besteht, während man die herrlichen Wahrzeichen aus großer Zeit, an denen diese Stadt so reich war und noch ist und für deren Erhaltung von Berständigen immer eingetreten wurde, angeblichen Notwendigkeiten opfert.

In der Nacht kommt so manches Vorsintflutliche zum Vorschein. Sollte man es für möglich halten, daß eine Großstadt sich mittels zweispänniger Bauernwagen, die viele Stunden weit herkommen, verproviantieren muß? Wer nie das Bild der auf dem Gehsteig der Wienzeile schlafenden Zwiebelkroaten gesehen hat, der weiß nicht, wie nah Wien dem Orient ist. Die heute nahezu zwecklose Stadtbahn ward offenbar von Gesichtspunkten aus gebaut, die unser beschränktes Gemüt nie wird erfassen können. Da, wo die Straße sich zu einem kleinen Platz erweitert, steht der Mann mit dem astronomischen Fernrohr und schraubt uns um bescheidenen Preis den Mond um ein paar tausend Kilometer näher heran, so daß wir die Ringgebirge und Krater sehr gut sehen können. Ein Wachmann, dem trotz aller Pflichttreue der Schlaf in den Augen sitzt, geht vor dem Messingtubus auf dem Dreibein immer wieder vorbei, sieht die Straße hinauf und hinunter und freut sich sichtlich auf die Ablösung. Der blanke Säbel glänzt weit und warnend gegen die Bänke bei den Anlagen, wo sich allerlei herumtreibt, nach targem Raub in den Taschen armer Teufel witternd, die da eingeschlafen. Wie Mumien aus Hödergräbern sitzen die Marktleute auf ihren hochbepackten Wagen, und die müden Köhlein gehen in schläfrigem Trott ihren Weg. Nur manchmal schreckt sie der Duft aus dem Kessel des Würstelmannes, aus der messinggezierten Lokomotive, aus deren Schornstein dünner, nach Selchbrühe duftender Rauch wirbelt. Aber man darf den braven Mann nicht verleumdern. Seine Würstel sind gut und enthalten weder Hufnägel noch Roßhaarbüschel. Er hat seine Stammkundschaft und verschmäht es, sich um die Gunst der Passanten besonders zu

bemühen. Mißgünstig ist er auch nicht, denn er nickt dem Fernrohrbesitzer, dem wir soeben die Laxe entrichten, wohlwollend zu. Der sieht wie Wallensteins Seni aus, der alte Sterngucker, mit seinem langen Prophetenbart, und während wir durch die Glaslinsen nach dem Nachtlicht unsrer kugelförmigen Wohnstätte blicken, klingt uns eine tiefe Stimme ins Ohr: „Ich bitte, wohl zu achten, mein Herr! Sie sehen hier die Alpen und Apenninen, das Ringgebirge Archimedes, Hipparch, den Krater Hyginus . . .“ Nein, mein Lieber! Wir wollen wissen, ob dort oben auch Wesen wohnen und ob sie uns ähnlich sind; ob sie auch so ein klopfendes Ding in der Brust haben, das sich freut und leidet und auf einmal stillsteht. . . . He, alter Astrolog, kannst du uns das sagen? Die Blicke in die ungeheure stahlblaue Einöde des Nachthimmels tun uns nicht gut. Die riesige Leere ist saugend, und zwischen den goldenen Sternen, die, flüchtig betrachtet, so nett und lustig zwinkern, lauert bei langem Hinstarren die Angst des Atoms, die Furcht, die kleine Wesen und Eintagsfliegen wie uns vor dem ehernen Dröhnen der ewigen Sphären befällt. Ein lächerliches Stäubchen. . . .

Ein Wesen, der neben uns über die Granitwürfel rauscht, zwingt den Blick zur Erde nieder. Der Alte, der ihn führt, sieht ganz so aus, als würde sich am Schluß seiner Arbeit irgendwo eine Falltür öffnen und ihn aufnehmen. Allerlei wertlose Dinge legt die Reißigbürste zusammen. Ein Stückchen Glas, das mit scharfem Klirren über die Steine springt, ein paar Fetzen Papier, ein hellfarbiges Popfband. Der Karren poltert heran und nimmt auf, was sich in der Schippe fand. Und ernsthaft sehen die symbolischen Personen zu: der Wächter, der Sterndeuter und der Vernichter mit dem Besen. So ein Stück von einem zerfetzten Brief, auf dem vielleicht das verwischte Wort „Liebe“ steht, macht nun seine Reise, und einzelne winzige Bestandteilchen finden sich dann auf einmal in einem Getreidekorn, in der rosigen Haut eines Kindes oder im gelben Auge eines Kohrwolfs an der unteren Donau. Es gibt ja nichts Neues und nichts Altes. Alles wandert und wandert, und Ruhe gibt es nicht. Das wäre der Tod, der wirkliche Tod, derselbe, der vielleicht in den luftlosen, ausgebrannten Mondkratern sein stummes und langweiliges Reich hat, bis einmal in einer Milliarde von Jahren eine Zelle, die sich auf wunderbare Weise ins Weltall befördert sah, im dünnen, toten Staub der Ringgebirge niederfällt. Dann ist es möglich, daß es dort oben in ein paar Millionchen von Jahren Tennisklubs, Frauenmeetings, chinesische Palasthündchen und Salanganennester gibt, und daß auf dem Ringgebirge Archimedes ein üppiger Höhenluftkurort für Mondweibchen erbaut ist. Man kommt sich

so wichtig vor und so unwichtig, gerade wie man eben das Gedankenrößlein laufen läßt.

Auf der andern Seite, wie Schildwachen patrouillierend, wandern zwei arme, reizlose Frauenzimmer auf und ab, ganz bedrückt, und nur dem frech erscheinend, der ihre trostlose und vollständige Gleichgültigkeit nicht zu verstehen vermag. Die armjeligen Hutfedern sind von Regentropfen verdorben, die ausgetretenen Lackschuhe klappern mit schiefen Stöckeln. Jeden Abend sind sie da, jeden Abend des Jahres, in den eiskalten Winternächten, im stickigen Dunst, der im Hochsommer aus den Kanälen emporsteigt. Hier geht nie das Glück spazieren und käme es, weiß Gott, sein goldbeschwertes Füllhorn würde sich eher in das Bett der träge rinnenden Wien ergießen als auf die Häupter der armen Weiber, die Liebe verkaufen wollen, um zu essen. Nichts von Schuld, bitte! Keine Pharisäerphrasen von „sollen arbeiten“ und dergleichen. Die Wege des Lebens gehen so kraus und wunderbar, unsichtbare Hände, böse und gute, führen uns, stoßen uns vorwärts und halten uns auf. Wozu jemand verhöhnen oder auch nur ermahnen, der plötzlich aufwacht und verwirrt um sich blickt, als wollte er sagen: „Ja, wie bin ich denn hieher gekommen?“ Laßt denen, die im Traum ihr einziges Glück finden, den schweren Schlaf und weckt sie nicht mit gellendem Moralgeschmetter. Es ist wahrlich kein gutes Werk.

Vielleicht ist's ein unnützes Wesen, in den Gassen, die so viel stiller geworden sind, einigen Gedanken nachzuhängen. Aber es tut manchmal sehr not. Der Tag überschreitet alles. Wir hörten unsern Schritt nicht. Nun hören wir ihn. Und wenn wir nun weiter horchen, nach innen zu, dann spricht zu uns eine kaum vernehmliche Stimme, eine so eindringliche, leise Stimme, und wenn wir ihr Antwort geben sollen, dann kann es wohl sein, daß wir rot werden und uns schämen, obwohl es dunkel ist in den nächtlichen Straßen und niemand unser Gesicht sieht.

## Verherzte Nacht.

Wir können es nachträglich nicht immer begreifen, wie es gekommen ist. Das ganze Jahr hindurch sind wir solid und brav, wie es gesetzten Männern geziemt, die etwas auf Würde halten und regelmäßig im schwarzen Rock an ihrem Stammtisch sitzen. Zwischen zehn Uhr und Mitternacht trinken wir den seit Jahren schon gewohnten, durch Milchzusatz entgifteten Kaffee und reden mit ebenso würdigen Männern, wie wir selbst uns zu sein dünken, über Philosophie, „Parisfal“, Jagdabenteuer und Politik. Und dann gehen wir schlafen, ziehen die Decke bis ans Kinn und versinken ins Nichts, bis uns am Morgen das Knattern der Scheite im Ofen und die heißende Helle des Tages weckt, die aufmunternd ins Zimmer dringt, wenn die Bedienerin, nicht ohne heimliche Schadenfreude, die Vorhänge zurückzieht. Wir sind glücklich das geworden, was wir früher verächtlich „Philister“ nannten.

Aber manchmal scheint einer der kleinen Kobolde aus vergangenen Tagen los zu sein, einer jener Schwarmgeister, die wir unter einem Schutthügel von schlimmen Erfahrungen, Gesundheitsregeln, vernünftigen Erwägungen und Erinnerungen, deren wir überdrüssig wurden, begraben wähten. Oft spricht ein Freund das Zauberwort, das lockende „Gesam, öffne dich!“ und mit einem Schlag kommen die lustigen Teufelchen des alten Leichtsinns an die Oberfläche und machen unser Blut unruhig. Ein einziges Glas über das gewohnte Maß, irgendein Frauenlachen, das ein längst erstorbenes, gleichlautendes Echo im Innern hervorruft, ein paar Musikakte, die etwas im Herzen wecken, das seit Jahren schlief, und wir sind wie umgewandelt.

Es gibt ja so viele gastfreundliche Stätten, wo man uns aufnimmt wie den verlorenen Sohn. (Gegen entsprechendes Entgelt natürlich.) Der Champagner ist schon eingekühlt, die Loge reserviert. Alle scheinen uns zu kennen und haben uns erwartet: die tadellos angezogenen Kellner, der Kapellmeister, die Sänger, die Mädchen, die im Gang hinter den „Amüsierkäfigen“, den offenen Logen, warten, bis die Pflicht des Tanzens sie ruft. Es ist gerade noch so viel Bosheit in uns, daß wir die vom Kellner auffallend und eifrig empfohlene

Weinmarke ablehnen und „grad extra“ eine andre wählen, die ihm nicht sehr zuzusagen scheint. Im übrigen fühlen wir mit Behagen jenes prickelnde Zucken, das Mephisto im Gedanken an die naheende Walpurgisnacht empfindet. Die Atmosphäre ist laut, vom Parfümgeruch irgendeines verstäubten Luftreinigungsmittels erfüllt, mit einem leichten, kaum merklichen Kellergeruch versetzt. Ueberall, oben, unten, rechts und links, glühen die Glasbirnen, umfassen mit punktierten Umrissen die Bogen und Pfeiler, schimmern gedämpft durch buntseidene Lampenschirme auf den Tischchen. Und mit einem Male setzt die Kapelle ein, mit jener eigentümlichen Instrumentalmischung von Geigen, Flöten, Trommel, Becken, Klavier und Harmonium. Das bisher leere Viereck in der Mitte des Saales belebt sich, und Tanzpaare gleiten über das blanke Parkett. Die Leute, die unter uns an den Tischchen sitzen und trinken, werden aufmerksam. Vielleicht sind viele unter ihnen, die nur gekommen sind, um Schimmy tanzen zu sehen, dieses Schleifen und Kniebeugen nach einem sonderbaren und erotischen Rhythmus. Die reizende Amerikanerin im grünen Gazekleid, die gerade jetzt mit dem engagierten Tanzmann die komplizierten Figuren des Tanzes absolviert, ist so bezent und anmutig in den zierlichen Schritten ihrer kleinen Füße, daß wohl niemand von allen, die zusehen, begreifen wird, weshalb Menschen in besonderer Stellung, bei denen man eigentlich andre Sorgen als näherliegend vermutet, so heftig Front gegen diesen Kunstschritt mit Musikbegleitung gemacht haben. Ist denn hier wirklich jemand entriistet? Da sitzt eine brave Frau, der man ansieht, daß sie fast erwachsene Kinder zu Hause hat, mit ihrem Mann, dessen Arbeitshände von einem fleißigen und pflichttreuen Leben sprechen. Diese beiden hätten vielleicht ein menschliches Recht, über den Aufwand, der hier herrscht, und über die sieghafte Herrschaft des Leichtsinns, der hier alles glitzernd überzieht wie Brillantstaub, empört zu sein. Aber sie lächeln vergnügt, und der Höllentanz scheint ihnen recht gut zu gefallen. Wer weiß, ob nicht vom Eindruck dieses Abends die heißersehnte Erlaubnis für die Miki oder die Steffi abhängt, ebenso wie die Freundinnen Schimmy lernen zu dürfen? „A fader Tanz is's," sagt vielleicht der Vater, „aber dabei is nix. Wann's 'n lernen wollts — von mir aus!"

Unterdessen steigen ruhelos und silbern die Kohlen säureperlen in den Gläsern empor. Man knabbert an gebratenen kalten Kartoffelscheiben und gesalzenen Mandeln, und wehrt ärgerlich die Angriffe eines lästigen Blumenknaben ab, der es gar nicht begreifen kann, daß man keine Lust hat, ein Vermögen zu seinem Vorteil auszugeben, um fremde Menschen mit nassen Rosen- oder Weichenbündeln zu bewerfen. Im

übrigen hat hier, wie in allen diesen Tanzlokalen, die „Wurzerei“ aufgehört; man zahlt allerdings einen mehr als guten Preis für den Wein, schenkt der Musik beim Weggehen eine Note, zahlt wohl auch eine hohe Garderobegebühr, aber schließlich kann man dafür auch etwas sehen, zum Unterschied vom alten Stil, der nur aus brüllendem oder winselndem Musiklärm bestand, der mit herausgeschrienen Liedern umechter „Volksfänger“ abwechselte. Man kann ruhig und ohne teuere Ueberraschungen unverschämter Art fürchten zu müssen, seinen Champagner trinken und ihn mit Mineralwasser verdünnen, wenn man weise ist. Ein paar Jünglinge in der Loge gegenüber tun dies freilich nicht. Zwei von den Mädchen, die eben noch Jaba zu tanzen versuchten, sitzen bei ihnen und lachen und trinken, sich im geheimen über die Lehemannsallüren der noch sehr jungen Herren lustig machend. Einer der drei, der besonders auffallend den gewissenlosen und gelangweilten Lehemann mimt, lauscht andächtig einer Erzählung seines Genossen, der sich offenbar seines hocharistokratischen Verkehrs rühmt, denn alle Personen, die in seiner Geschichte vorkommen, heißen Niki, Fredi, Pintschi und Didi. Manchmal jedoch fällt irgendein bekannter, vornehmer Name, damit auch die in den Gesellschaftsjargon nicht eingeweihten und unfreiwilligen Zuhörer sich einen Begriff vom feudalen Verkehr des jungen Mannes machen können. Der Arme ahnt nicht, wie komisch er ist mit seinen idiotisch-ekigen Bewegungen, mit dem mühsam eingelernten Näseln und dem Gott sei Dank noch frischen Knabengesicht, hinter dem, seinen Reden nach, die ganze Verruchtheit eines gewissenlosen Verführers schlummert. „Wickle dir man in deine Windel und jeh bei Muttern!“ würde Fräulein Wanda in Berlin sagen. Die Mädels in der Loge sagen das zwar nicht, aber sie unterhalten sich königlich und zwinkern uns, deren väterliche Vertrauenswürdigkeit sie sofort erkannt haben, lustig mit den Augen zu.

Allmählich fühlen wir, daß wir behezt sind, daß alle Grundsätze mit dem Rauch der Zigaretten, mit den Luftbläschen im Glase und mit den Klängen des beendigten Tanzes in nichts zerfließen sind. Wir sehen nicht auf die Uhr, die uns so lange die treueste Ratgeberin und warnendes Zeitmaß war. Schon stehen zwei leere, dickbäuchige Flaschen wie tote, grüne Fische mit offenen, runden Mäulchen neben dem vernickelten Eiskübel, aus dem mit schiefem Hals die dritte Schwester ragt. Der Aschenbecher vor uns ist mit Zigarettenstümpfchen und Zigarrenenden gefüllt, das Tischtuch mit Krumen bedeckt. Unten tanzt mit klappernden Kastagnetten und wildem Schreien eine kleine Spanierin im Kostüm eines Gassenbuben aus Barcelona und entzückt alle Welt durch ihre angeborne Grazie und ihr

prächtiges Gebiß. Schon wird es leerer in den Logen und an den Tischen. Die drei lasterhaften Jünglinge zahlen mit leicht verglasten Augen ihre Beche, und ihr geistiges Oberhaupt, der Erzähler aus nobler Sphäre, fragt mehrmals in näselndem und nachlässigem Tone: „Wie? Was haben S' gesagt? — Schon gut!“ Und der Kellner, der seine Pappenheimer kennt und überhaupt ein Psychologe ist, verbeugt sich und sagt im Tone erheuchelten Respekts: „Ich küß' die Hand, Herr Graf!“ obgleich er sehr genau weiß, daß der Herr Graf der Sohn vom Fabrikanten Himmelsperger ist und wahrscheinlich „ein paar Watsch'n“ bekommen würde, wenn ihn sein „Herr Batter“ mit den ausgeborgten Millionen hantieren sehen würde. Da aber die Erziehung und Ueberwachung des jungen Herrn nicht seine, des Kellners, Sache ist, kann man ihm sein Verhalten gewiß nicht übelnehmen.

Ja, aber nun ist es doch Zeit. Die Belze sind wie durch Zauberei schon bereit, der Portier öffnet mit einem dienst-eifrigen „Automobili oder Wag'n g'falli?“ die Thür. Auf den Dächern liegt weißer Pulverschnee, und ein sehr kühler Nachthauch kriecht zwischen Hals und Kragen. Wir schwanken. „Pong — Pong“, dann höher, „Ping — Ping Ping“. Halb Drei! „Meine Herren!“ — „Aber geh', jetzt ist's schon alles eins. Wir trinken noch einen Kaffee. Komm nur mit, wird dir nichts schaden.“ Man trabt fröstelnd durch die leeren, halb beleuchteten Straßen, und der Wagen ist ein wenig ungehalten. Man fühlt das deutlich und versteht seine Gedanken: „Alter Esel! Na wart', freu' dich auf das Kopfweh morgen früh!“ Aber man darf kein Spielverderber sein, und der Wille ist ja ohnehin so schwach geworden. Ein Marktwagen mit verummten Menschenbündeln rumpelt im Trott vorüber in einer Wolke, die nach frischem Grünzeug und Zwiebeln riecht. Zwei halb verschneite Einspänner stehen am Eingang der Gasse; ihre armen Gäule schlafen mit gebogenen Knien und gesenkten Köpfen und träumen von Hafeparadiesen. Und gleich darauf umfängt uns wieder das helle Licht der elektrischen Lampen und der kräftige Duft gebrannten Kaffees. Außer uns sind noch andre Nachtvögel da. Mit getrübtter Tatkraft lassen wir uns auf die Polsterbänke nieder, und einer von uns bestellt. Was, ist uns gleichgültig, und nur mit schwachem Erstaunen sehen wir bald darauf, wie ein Eidotter auf dem weiß und rot abgegrenzten Schnaps im Stengelglase schwimmt. Ferne klappern die Billardbälle. Eine Bassstimme in unserm Rücken hält Vortrag. Wir lauschen widerwillig und finden keinen rechten Zusammenhang. Irgend etwas von Frankreich. „Was hab' i g'sagt? Du waßt es, Pepi!“ wiederholt der Sprecher immer wieder, und zwingt den Zeugen Pepi jedesmal, beifällig zu

murmeln: „Freili hast es g'sagt, und das vom Poincaré hast aa g'sagt!“ Hohe Politik nach Mitternacht. Die Büfettbame zählt verdrossen Zuckerstücke in kleine, halbbrunde Schalen und gähnt hinter drei solchen weißen Würfeln, die sie gerade in der Hand hat, und nun schicklicher Weise vor den weitgeöffneten Mund hält. Ein unglücklicher Pikkolo mit sinkenden Lidern lehnt am Kleiderständer und wacht jedesmal auf, wenn sein kurz geschorener Bubenkopf mit den roten Ohren nach vorn fällt. Vor uns schlummert ein dicker Mann mit dreifachem Kinn, am Zeigefinger einen „Brälatenring“ mit einem Amethyst, und pfeift durch die Nase, während die Hand krampfhaft die erloschene Zigarre festhält. Und bei seinem Anblick befällt uns plötzlich ein wütender Gähnkrampf und eine Schlassucht sondergleichen. „Zahlen!“

Und jetzt erst, auf dem langen und einsamen Heimweg, erfaßt uns die Reue des Schuldbewußtseins, der Sünde wider die zehn Gebote unsres Arztes, und es ist, als vernähmen wir von den weißen Dächern das leise Miauen eines schleichenden Katers. Niemand ist mehr wach; auch die Straßengeher haben ihre Arbeit eingestellt, und auf dem Pflaster sieht man deutlich die Besenstriche, die eine Art Vollandung der Rehrmaschinenarbeit darstellen. Es ist wahnsinnig, so lange aufzubleiben! War unser Verstand wirklich verhezt, daß wir unsre kostbare Nachtruhe hingaben, um eine Mischung von Rognat, Wein, Kohlenäure und Kaffee in unsern so leicht beleidigten Magen zu schütten und ein paar Tänze zu sehen? Aber trotz alledem lauert im Grunde der Seele doch eine geheime Freude, ähnlich der Genugtuung eines Knaben, der einen schlimmen Streich verübt hat; ein jugendliches, übermütiges Gefühl längst aufgegebenen Hallodritums. Es ist ja eigentlich schön, zu dieser Stunde durch die winterlichen und so wundersam stillen Straßen zu schlendern, die sonst von tosendem Lärm dröhnen. Die weißbestäubten Giebel blicken vertraut auf uns herunter, die Sterne zwinkern spitzbüßisch mit goldenen Augen, und ein sanfter Eishauch streichelt mit kalten Fingern unsre Wangen. Im Osten aber glimmt schon ein fahlgelber Schein, und die Nacht, diese böse, von uns betrogene Gottheit, kriecht langsam hinunter mit nachschleppenden, grauen Schleiern. Der liebe Tag, unser Freund und Helfer, läßt seine lichten Fahnen wehen, und wir gehen ihm entgegen. Und wenn wir nach zwei oder drei Stunden der Ruhe erwachen, wird der ganze Spuk der verhezten und verwachten Nacht sich in seinem strahlenden weißen Licht in zerflatternde und kaum mehr wahrnehmbare Schemen aufgelöst haben.

## Das Schlachtenbild.

„Es muß von an berühmten Maler sein, gnä' Herr. Freili, sonst wär's a net so groß, daß 's nur am Dachbod'n hat aufg'stellt wer'n können. A General is a drauf und Türken. Um a Million gebet i's her. Wer waß, vielleicht is' a viel mehr wert, aber mein Gott und Herr, mir san arm, und so a Bild....“

Ich unterbrach die redselige Frau, die mir das Schlachtenbild verkaufen wollte, mit dem schlichten Ersuchen, mir den Weg zu zeigen, und stieg geduldig hinter der Schlüsselraffelnden den steilen Weg bis zur schwarzen Eisentür hinan, die den Dachboden „feuersicher“ von den untern Geschossen trennt. Trüb fiel das Licht des Herbsttages durch ein kleines Fenster auf die Seitertreppe, die hinter der Tür emporführte. Ganze Geschlechter von Spinnen hatten um Glas und Holzrahmen ihre verstaubten dreieckigen Netze gesponnen, und an der rußigen, gefalkten Wand saßen noch vom Sommer her zwei vor Kälte und Langweile erstarrte Weberknechte. Bei sanfter Berührung mit dem Stock ließ sich der eine auf den Boden fallen und starb. Der andre machte mit seinen federnden, langen Beinen, in deren Mitte der eiförmige, kleine Leib hing, ein paar unentschlossene Schritte und sah so mürrisch aus, wie es einer solchen stelzfüßigen Spinne eben möglich ist. Es war alles so grau und traurig hier, und durch die gesprungenen Fenstergläser der Lukan wehte kühle Luft herein.

Ja, das war der richtige Dachboden eines alten Hauses. Ich liebe solche Räume, deren Stille nur selten durch Personen, die etwa eine Kiste hier herauftragen und irgendwo hinstellen, durch den Gesang ängstlicher Dienstmädchen oder durch den Hochzeitsjubel der Kazen unterbrochen wird. Steilwinklig und dunkelbraun vor Alter streckt sich das Gebälke empor. Hoch droben in einem sonderbaren Dämmerlicht sah man bei angestregtem Schauen, wie die mächtigen, mit dem Schlichtheil vierkantig gehauenen Balken sich zum scharfen First vereinigten und mit starken Querhölzern verspreizt waren. Ueberall lagen Berge von Körben, Kisten, alten Fensterläden und Strohmatten aufgetürmt und bildeten finstere Nischen und Höhlen. An einem Eisenring in der Wand hing das Ende eines morschen Strickes; es löste in mir die Vorstellung eines ab-

geschnittenen Selbstmörders aus, die durch einen vergessenen, schimmelig gewordenen Schuh noch verstärkt wurde. Eine ganze Batterie leerer Flaschen von gläsernem Grün, aus deren Mitte trübseelig der matte Glanz einiger Gold- und Silberhälse blinkte, stand neben einem zerbrochenen Spinnrad, auf dem ein verschossener Offiziersmantel träumte. Zwei verborgene Vogelbauer, an deren blindgewordenen Stäben ein rotes und ein graues Federchen im Luftzug zitterten, lehnten an einem Polsterstuhl, dessen zerplakter Bezug von Wachsleinwand mit weißen, runden Nagelköpfen befestigt war. An dem eingefallenen Bauch des dreibeinigen Sehnjessels quoll das Seegrass aus einer tiefen Rißwunde, und das eiserne Waschgestell daneben zeigte blutrote Rostflecke.

Beim nächsten Schritt bewegte sich etwas Kleines, das an einem Balken klebte, dicht neben meinem Kopf und zwitscherte. Ich sah, daß es eine Fledermaus war, die ihre Hautschukflügel eng um das braune Blüschwams gefaltet trug. Sie blickte mich mit lebhaften schwarzen Augen an und zeigte die winzigen, weißen Zähne. Erschrocken war ich nur über den gellenden Schrei der dicken Frau neben mir, die einen plumpen Satz in die Mitte des Raumes tat und mit beiden Händen nach ihren Haaren griff:

„Marand Josef . . . kan Tropfn Bluat gebet i jekta — a so a Viech . . . an so z' verschred'n! . . .“

Ich beruhigte sie und lockte sie von dem armen Tier fort, das mit Recht über die rohe Störung seines Winterschlafes ärgerlich geworden war. Es hatte sicherlich noch Genossen, denn alle Augenblicke hörte man leise zirpende Stimmen, die aus dem Dunkel der vielen Winkel kamen.

„Da is's scho — das Schlachtenbild!“

Ja, da war es. Eine Riesenleinwand mit je einer halbrunden Holzleiste oben und unten, die so an der Wand hing, daß man im Lichte eines Dachfensters Einzelheiten erkennen konnte. Es war allerdings prachtvoll. Aus einem Gemirr von roten Hosen, von französischen Tschakos, von Pferdeköpfen und Fahnen leuchtete hell der Burnus Abd el Kaders, des berühmten Beduinenscheichs. Er ritt einen blau und weißen Schrecken und hieb gerade den Kopf eines Franzosen ab, wahrscheinlich durch einen Bajonettstich gereizt, der ihm von hinten beigebracht wurde, und zwar an einer Stelle, die jedem Reiter heilig ist. Diese Gemeinheit schien einen violett gekleideten Neger, dessen Gesicht ebenso wie die Flecke von Abd el Kaders Pferd im Laufe der Zeit blau geworden war, so aufzuregen, daß er Mund und Augen aufriß und gar nicht merkte, daß der Säbel eines Spahi, der ihn soeben angriff,

bereits dreißig Zentimeter lang an seinem Rücken wieder zum Vorschein kam. Ein französischer Soldat betrachtete mit naiv erstaunten Blicken einen roten Gießbach, der aus seiner Brust strömte, und gab aus einem Gewehr, das, dem langen Pulverblick und der enormen Rauchentwicklung nach zu schließen, beträchtlich überladen war, einen Schuß ab, vor dem ein ockergelbes Schlachtroß, auf dem ein Gespenst aus „Der Müller und sein Kind“ saß, so erschrak, daß es wie ein Hund sitzend mit den Vorderhufen aufzuwarten schien, wodurch man wieder die grüne Pluderhose eines sonst weiter nicht sichtbaren Kriegers betrachten konnte. Da in der Mitte des Kampfgetümmels eine einzelne, etwas niedrig geratene Palme stand, war anzunehmen, daß hier eigentlich um den Besitz der deutlich gemalten Datteln, die in der Krone wuchsen, gestritten wurde. Wahrscheinlich wollte sich der Offizier mit dem Knebelbart auch nur deshalb eines Kopfschweifes mit Halbmond bemächtigen, den ein Beduine krampfhaft festhielt, um die wohlschmeckenden Früchte damit herunterzustochern. Da beide Gegner ungemein gewinnend lächelten, war auf eine Einigung zu gedachtem, gemeinnützigem Zwecke zu hoffen. Freilich, der Trommler, der da unter den Hufen der seltsam gefärbten Pferde lag und einen Satagan zwischen den Rippen stecken hatte, machte mit einem überdies abgeschossenen Bein einen unangenehmen Eindruck in dem sonst so lustigen und farbenreichen Gruppenbild. Aber sein Tod kam weniger in Betracht, als der eines riesigen Arabers, der sich mit einer Hand auf die Erde stützte, mit der andern das stürzende Blut zu hemmen suchte und mit der dritten drohend eine Pistole gegen die roten Beinkleider eines Franzosen richtete. Ich sah noch einmal genau hin. Ja, er hatte drei Arme. Der Mann, der neben ihm lag und dem der überschüssige Arm vielleicht hätte zugedacht werden können, trug eine himmelblaue Jacke, während die drei in ihrer Tätigkeit geschilderten Hände aus grasgrünen, noch dazu mit gelben Borten geschmückten Ärmeln hervorsahen. Ich will auch gleich ehrlich bekennen, daß ich Abd el Kader vornehmlich an der deutlichen Schrift unter dem Riesengemälde erkannte, die lautete: „Abd el Kader, 22. Dez. 1847.“ Es war das Datum des Tages, an dem der tapfere Verteidiger seines Vaterlandes von den Franzosen gefangen wurde.

Die Frau stand ganz in Andacht versunken neben mir und schätzte nur manchmal mit einem raschen Seitenblick die Größe meines Entzückens ab. Sie beschloß, das Ihrige zu tun, und sagte, nachdem sie mir genügend Zeit zur Bewunderung des Gemäldes gelassen hatte, mit firenenhafter, schmelzender Stimme:

„Ja, das Bild, das stammt no aus Kaiser Josefs Zeiten. Da waren scho viel Herren da, lauter feini Leut', die hätt'n geb'n, was ma verlangt hätt'. Aber das Bild war an alter Familiienbesitz, wissen S', gnä Herr. Einem Grafen soll's g'hört haben, das Bild.“

In diesem Augenblick setzte die feberhafte Gabe ein, eine Art von somnambuler Erinnerung. Ich sah vor meinem inneren Auge deutlich die Weinwandbuden auf dem Foire (Fahrmartt) einer kleinen belgischen Stadt. Die schmalen Gassen waren voll fröhlichen Getümmels. Soldaten, Buben mit Waldteufeln und Trompetchen, Handwerker und Fabrikmädchen wandelten eng gepreßt zwischen den Sehenswürdigkeiten. Aus offenen Zelten kam der Geruch appetitlich gebackener, mit Rum und Zucker getränkter Apfelschnitze, zu denen dunkles Bier geschenkt wurde; auf einer etwas erhöhten Stelle zeigte sich ein Degenschlucker und Feuerfresser und kündigte gegen Eintrittsgeld das gefährliche chinesische Messerspiel an: Ein junges, schlankes Mädchen, ein Kind noch, stand mit ausgebreiteten Armen gegen ein Brett gelehnt, und der Mann, der noch rothen Flammen und Rauch aus dem Munde blies, um die Menge anzulocken, stand etwa zehn Schritte von ihr und schleuderte schwere, spizige Messer, die haaricharf neben dem Gesicht, dem Hals, den einzelnen Fingern sich in das Holz bohrten. Als das Mädchen mit dem Nücheln der Kunstreiter und den dankenden Aufhändchen seinen Platz verließ, waren die Konturen des jungen Körpers mit den Messern nachgezeichnet, die eines neben dem andern zitternd im Brett steckten, an das sich die Kleine furchtlos lehnte. Neben dieser Weinwandhütte des Messerkünstlers stand seine grüne Roulotte, in die das Mädchen alsbald verschwand. Es hatte ein blaßes, kindliches Gesicht mit großen, grauen Augen und einem Stumpfnäschen und goldenes Haar wie eine Märchenprinzessin. Dem zwölfjährigen Knaben erschien sie wenigstens so in ihrem türkisblauen, silbergestickten Pagenkostüm. An diesem Wagen der Sehnsucht aber hing damals das große Bild mit seinen Blutbächen und Farberlexen, mit den naiv gezeichneten Greueln eines wüsten Handgemenges, und darunter stand: ABD EL KADER 22. Dez. 1847. Dieses Bild! Gott allein weiß, wie es hieher kam und weshalb gerade ich von fünfzigtausend Dachböden diesen einen betreten mußte, auf dem eine Reliquie aus Kindertagen, das Plakat eines Marktschreiers, hing, den ich mit Messern nach einem schönen Mädchen werfen sah auf einem Volksfest in Verbiers.

Die Stimme der alten Frau brachte die Nebelgebilde der Erinnerung zum Verschwinden. Ich sagte ihr, daß das Bild allerdings sehr schön sei, daß aber meine häuslichen Verhält-

nisse die Aufstellung von Kolossalgemälden nicht gestatteten. Sie schüttelte mißgestimmt und enttäuscht den Kopf. Aus ihren Mienen war deutlich zu erkennen, daß ich eine große Hoffnung vernichtet hatte. Das tat mir leid, obwohl ich es nicht ändern konnte, und trachtete, wenigstens durch die Bemessung des Führerlohnes für die Dachbodenbesteigung Trost zu spenden. Und da ich seit jeher für mein Leben gern in altem Trödel herumkrame, hat ich um die Erlaubnis zu weiteren Forschungsreisen.

Wir passierten ein paar Verschläge, in denen übelaussehende Reste von Säcken, Gardinenstangen und altem Eisen lagen. Von Zeit zu Zeit durchbrach eines der kleinen Fenster die schiefe Fläche des Daches und ließ einen viereckigen, scharf umgrenzten Lichtstrom ein, der aber bald im Zwielicht verfiel. Zwei Riesenstiefel, aus denen bei unsrer Annäherung eine Ratte flüchtete, lagen wie zum Vergleich neben einem ruhigen Ofenrohr. Wo war der Mann, der so gewaltiges Schuhwerk getragen hatte? Die Alte wußte es nicht. Sie erkannte nur mit scharfem Auge, daß das rotgewordene Leder überall von Nagetähnen zerfressen war. Ein weißer Guanoberg, der wie Tropfstein in die Höhe wuchs, schien eine Lieblingstätte der schieferblauen Tauben zu sein, die mit kupferig glänzenden Hälften auf der Dachrinne spazieren gingen. Man brauchte nur den Kopf aus einer Luke zu stecken, um sie zu erschrockenem Aufstiegen zu bringen.

Aber als ich um die nächste Kammecke bog, fuhr mir selbst ein gelinder Schreck über den Rücken. Da stand einer in verstaubtem, schwarzem Radmantel, einen fettigen Schlapphut in die Stirn gezogen, sah mich aus hohlen Augen an und fletschte zwei lippenlose Reihen gelber Zähne. Das Weib, dem eine hübsche, kleine Fledermaus so großen Schrecken eingejagt hatte, lachte laut auf.

„Gelt'n S', gnä Herr, jetzt san S' derschrock'n? No ja, da derschreckt a jed's. Aber das is von an Künstler, von an Bildhauer is das. Da brauchen S' Ihna net fürcht'n.“

Mit rauher Hand entblößte sie den runden, glänzenden Schädel des armen Todes, daß seine Riefen, die nur lose an rostigen Spiralfedern hingen, klapperten und grauer Staub aus den Augenhöhlen fiel. Bei näherer Betrachtung sah man erst, wie übel den morschen Knochen hier mitgespielt worden war. Zwei Rippen waren gebrochen, und die Behen des rechten Fußes hatten Ratten verchleppt. Das Rückgrat war in erbarmungswürdigem Zustand, und man bekam ordentlich das Frösteln, wenn man daran dachte, daß dieses schadhafte Gerippe in einem dünnen und löcherigen Mantel den ganzen Winter hier stehen mußte, von gemeinen Nagetieren belästigt und den schamlosen

Infulken der Tauben ausgefetzt. Ich dachte schon daran, den mißhandelten Tod zu kaufen, ihn mit neuen Wirbeln und Zehentnöchlein auszustaffieren und ihn, als Stehlampe adjustiert, einer Dame zu Weihnachten zu schenken, die an seltsamen und verrückten Dingen große Freude hat. Zu meiner Ehre muß ich bekennen, daß ich diesen frevelhaften Gedanken alsbald verwarf. Denn ich dachte an eine gräßliche Geistergeschichte, die von einem Zahn handelt, den ein Knabe auf einem Friedhofs fand und einsteckte. Dafür erschien ihm fortwährend ein Mann mit grünlichem Leichengesicht und zeigte stumm auf eine Zahnlücke im Oberkiefer. Nein, in das Schicksal dieses Skeletts wollte ich doch nicht eingreifen. Man kann nie wissen...

Aber etwas fand ich doch: eine Altwiener Uhr mit vier Mabastersäulen, die ein Bronzeadler, um den vier erstarrte Opferflammen standen, krönte. Das Pendel trug ein Sonnen Gesicht, von Rosen umgeben. Dieses Antlitz aus gelbem Metall sah so gleichmütig in die Welt, so alt oder so jung, als gäbe es die schlimme Einteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gar nicht. Ruhig sah diese erloschene Sonne aus der dicken Staubschicht, die sie bedeckte, zwischen den weißen Säulen hervor, und als ich das alte Gehäuse des Werkes berührte, schlug ein Hämmerchen mit dumpfem Klang, mit einem eigenen traurigen Ton auf irgendeine zitternde Feder, und ein leises Mechzen und Schnurren im Innern verriet, daß noch Leben in dieser schlafenden Uhr war. Ich kaufte sie der alten Frau ab.

Als wir gleich darauf mit dem Zeittempel, dessen Pendel bei unsern Schritten zu schwingen begann, am Tod vorüberkamen, fiel ihm vor Entsetzen der Unterkiefer herab. Eine der Spiralen, die das Gelenk hielten, war gerissen. Die entschlossene Frau kümmerte sich nicht viel darum, aber ich sah in den leeren Augen ein böses Flimmern, das uns galt, die wir seinen einzigen Freund, den Stundenmesser, wegtrugen. Es war übrigens höchste Zeit, den Dachboden zu verlassen. Das Licht starb in tiefgrauem Dämmer, und in den Winkeln raschelte und wisperte allerlei. Abd el Kader rollte die Augen nach uns, als wir vorüberkamen, der Araber im grünen Kleid bewegte seine drei Arme, und die Fledermäuse piffen uns höhnisch nach. Wer weiß, was nun alles aus Nischen und Verstecken getrocken kam...

Die Uhr steht nun seit geraumer Zeit auf meinem Schreibtisch und mißt mir mit geheimnisvollem Ticken in kleinen Abschnitten das Leben zu. Manchmal richte ich eine Frage an das Antlitz aus blankem Messing, aber es schweigt und sieht über mich hinweg einen Buddha aus vergoldetem Holz an, der

ebenso undurchdringlich und regungslos blickt. Sicherlich wissen die beiden, warum mich die alte Frau zu dem Bilde führte, und warum der Tod hinter dem Ramin lauerte. Alle Viertelstunden holt die Uhr mit stöhnendem Geräusch zum Schläge aus: „Wieder ein Stück deines Weges!“ Und manchmal habe ich große Lust, ihrem Sonnengesicht einen Schnurrbart zu malen, wie es primitive Menschen an Plakaten machen, und den Buddha zur Strafe in seinen Schrein mit den Laktüren zu sperren. Ich sehe nicht ein, warum ich mich von Dingen, die meiner Laune ihr Dasein verdanken, durch Vortäuschung eines Scheinlebens ärgern lassen soll. „Da kummat man weit!“ würde die Frau sagen. Aber an den Abd el Kader des Jahrmärktes und an das Mädel im Pagenkostüm, die mir an einem Novembertag dieses Jahres so seltsam wieder erschienen, muß ich doch öfter denken, als mir lieb ist. Es ist doch schon gar zu lange her, und vielleicht bin ich aus diesem Gefühl heraus etwas ungerecht und empfindlich gegen die sonst brave und pflichtgetreue Uhr mit den Marmorssäulen. Sie schlägt ja auch Stunden, in denen man bemerkt, daß ein Kranz aus Rosen das Bendel schmückt, und an solchen Tagen lächelt das Messinggesicht. Das hat jemand gesehen, der sich auf solche Dinge gut versteht.

---

## Junggefellenschaft.

Nun ja. Wir haben es herrlich weit gebracht. Einsam und von der Tugend mit scheelen Augen angesehen, sitzen wir in unsrer Klause, in der Zeit zwischen zwei Wirtshausbesuchen am Mittag und am Abend, und denken über unser verfehltes Leben nach. Kein frohes Tellerklappern tönt um die Ehzeit aus unsrer öden Küche, kein Kinderjauchzen weckt uns morgens aus dem Schlummer des Sünders, keine hausfräuliche Hand glättet die Sorgenfalten auf unsrer Stirn. An den Schläfen zeigen sich fatale Stichelhaare, und die Augen verlieren allmählich den Glanz. Die menschliche Gesellschaft duldet uns mit Mißtrauen, und der Steuerlöwe schickt sich zum Sprunge an. Bald, ach, werden wir für die relative Freundlosigkeit unsres harmlosen Daseins, für ein mangelndes Glück, kurzum für ein Negativ des Lebens, auch noch bezahlen müssen. Wir haben uns bereits hineingefunden und erwarten stündlich das Edikt, das uns so und so viel Tausender mehr im Jahre abknöpft. Und so werden wir denn weiter leben, bis man uns eines schönen Tages mit einem kleinen Gefolge von sogenannten Freunden und einer trauernden Wirtschasterin als abgetane Sache in jene Gegend befördert, wo Zypressen und Thujen in dunklem Immergrün stehen, und solide Marmorsteine jede Absicht, sich aus dem kühlen Grunde zu erheben, ein für allemal zwecklos machen. Tja, allmählich kommen wir in das Alter, in dem man zum Rückzug bläst. Unser Lebensschifflein ist außerordentlich schäbig und wrack geworden, und die Gallionsfigur am Bug wurde zu oft gewechselt. Bald war sie blond, bald schwarz oder rot, bald eine sanfte Taube, bald ein listiges Nixlein. Ueberall ist die Vergoldung heruntergegangen (vom Schifflein nämlich), die Wanten ächzen, die Masten sind morsch, und die stolze, scharlachfarbene Flagge, die seidenrauschend und herrlich hinterdrein wehte, ist arg verblichen und stellenweise schon schleißig. Und dennoch kreuzen wir, als unser eigener Lotse, noch immer draußen auf der wilden See und tun so, als ob wir den frommen Leuchtturm und den molligen Hafen nicht sähen, der noch immer bereit ist, uns aufzunehmen. Tücher winken uns zu, Enterhaken werden bereitgehalten, um uns ans Land zu ziehen, wenn wir erst nur einmal nahe genug

sind, und von der paradiesischen Küste kommt der holde Ton fröhlicher Kinderstimmen und eine laue Brise, die beladen ist mit köstlichen und soliden Düften. Schnuppernd heben wir die Nase. Ach, diese holden Ruchengerüche, wie locken sie uns arme Seefahrer, die nichts anderes kennen als die herzlose braune Sauce der Gasthausküchen, die gemüthlosen Apfelstrudel und gleichgültigen Suppen. Und dennoch — trotz Kinderchören und Ruchenzauber, trotz der wehenden Tüchlein und der warmen Luft — wenden wir den Bug trotzig seewärts und jagen vor dem Wind unter grauem Himmel ins Leere hinaus. Wenn wir dabei pfeifen, so geschieht dies sicherlich gedankenlos und ohne Absicht, und wenn wir die Nase rümpfen, so kann das nur auf Niesreiz gedeutet werden. Wir leiden ja so oft an Schnupfen und vielleicht auch an Gicht, also an zwei Krankheiten, die das Gesichterschneiden entschieden begünstigen.

Nur manchmal, wenn wir am Morgen ganz allein bei goldbraunem Tee, bei einem Schinken, der so rosig ist wie die Weinchen Raffaelscher Englein, bei Marmelade und frischem Gebäck sitzen, unsre Zeitung lesen oder dem Tanzspiel der hellen Flammen im Ofen zusehen, haben wir eine nicht üble Art von Behaglichkeitsgefühl. Wir freuen uns auch, wenn wir am freien Tag noch eine Abendpirsch auf den ersehnten Bock machen dürfen, während unser verheirateter Jagdgenosse, gelben Meid in den Augen, zum Zug galoppieren muß, um rechtzeitig am häuslichen Herd einzutreffen. Wir langweilen uns durchaus nicht allein im tiefen Forst. Wir sind ja bei unsrer Mutter, mitten in den Falten ihres grünen Samtkleides, und wir brauchen eigentlich niemand, bei Gott im Himmel! Wir können auch ein bißchen mit uns selbst plaudern, denn wir wissen ja allerlei lustige und traurige, süße und bittere Geheimnisse, und unser Herz hat in verborgenen Kammern Juwelen und Giftkörner aufbewahrt. Die zärtlichen Gespenster aus alten Tagen, die blassen, süßen Gesichter, die manchmal wie aus feinem Nebel auftauchen, die Narben im Innern, die hie und da wieder weh tun, und der stählerne, gutgeschmiedete Panzer, der unser Herz behütet — das alles gehört uns ganz allein. Wir sind gewiß viel reicher, als die andern ahnen, und tiefe Schmerzen sind sicherlich besser als platte Freuden. Der „Laubbock“, der alte, starke Gamsbock, geht auch allein und abseits vom Rudel. Und auch dann, wenn ihm das kalte Blei pfeifend durchs rote Leben fährt. Jrgendwo in den Latschen tut er sich nieder, und erwartet als ganzer Kerl, der weder Tränen noch Gebete im Sterben braucht, den Tod.

Traurig ist es nur, daß die Menschheit beginnt, uns als Schädlinge zu behandeln. Ein gewisser Standpunkt, der die

„Bevölkerung“ einfach als Zuchtanstalt betrachtet, ist am meisten schuld daran, obwohl wir doch treu und ehrenhaft zu Wasser und zu Lande (Luft kam damals nicht in Betracht) gedient haben. In einer Zeit, in der es schon, wie wenigstens behauptet wird, freiwillige Junggesellinnen in Menge gibt, sollte man doch nicht uns allein so feindlich gegenüberstehen. Entweder Galanterie oder gleiches Recht für alle! Beides gibt's nicht. Sonst hat jener Mann recht, dem eine Dame im Tramwaywagen sagt: „Sie könnten wohl so höflich sein, mir Ihren Platz zu überlassen,“ und der kaltflüchelnd erwidert: „Ich bin für die Gleichberechtigung der Geschlechter.“ Wir alternden Junggesellen, in denen noch immer etwas vom Minnesänger steckt, halten es unbedingt mit der Galanterie. Wir lieben die Frauen und fürchten für sie, wenn wir sie auf jenen Irrwegen nachtwandeln sehen, die ihnen ein paar verrückte englische Spinsters gewiesen haben. Wehe den Armen, wenn einmal die letzte Spur von Ritterlichkeit schwindet, wenn der Mann in der Frau nichts mehr sieht als die Konkurrentin im Daseinskampf, den Arbeiter, der ihn unterbietet, und in dieser Erkenntnis beginnt, seine Ellbogen zu gebrauchen. Wir, denen jeder Mißbrauch der größeren physischen Kraft des Mannes gegen die schwächere Frau als eine unerhörte Roheit erscheint, wollen diese häßliche Zeit nicht erleben, an deren Einleitung die Mannweiber im Bunde mit den Weibmännern arbeiten. Wir bedanken uns für Frauen, die im wüsten Trubel der Wahlkämpfe eine neue Sensation suchen, für Bräute, die Bomben anfertigen und Spiegelscheiben zertrümmern, und für Mütter, die Polizeibeamte attackieren. Und wir sind doch nicht so unmodern, sollte man glauben. Es wird uns nie einfallen, den Frauen noch irgendeinen Beruf zu verschließen, den sie ergreifen können, ohne Anmut und Weiblichkeit aufgeben zu müssen. Aber für verdächtige Viragos mit kurzgestutztem Haar und schlampiger Toilette vermögen wir nichts zu fühlen als Widerwillen.

Vielleicht irren wir; aber wir meinen es ehrlich mit den Frauen. Als wir noch jung waren, haben wir sie mit jener zarten und romantischen Liebe angebetet, die der Jugend von heute kaum mehr bekannt ist. Alle jene tausend Kleinigkeiten, die den Begriff „Dame“ bilden, haben uns begeistert. Aber auch die Anmut eines Mädchens aus dem Volke, die verklärte Goldseligkeit einer jungen Mutter, hat uns mit jener liebenden Ehrfurcht vor dem Schönen erfüllt, die so selten geworden ist. Gegen Frauen, die von der Natur vernachlässigt worden waren, zeigte man sich einst doppelt aufmerksam, wenn man mit ihnen in Berührung kam. So wurde man noch vor etwa vierzig Jahren erzogen. Das, was unsre ersten goldenen

Jünglingsträume erfüllt, ist in uns geblieben und hindert uns, die neue Religion der Frauen zu verstehen. Es gibt Tage genug, an denen wir uns ganz allein und verschämt ausmalen, wie hübsch es eigentlich wäre, mit einer lieben Gefährtin durchs Leben zu wandeln. Aber beim bloßen Gedanken, mit einem Abgeordneten oder Prediger, mit einem Professor, der Leichen zerschneidet, oder einem Staatsanwalt verheiratet zu sein, geht ein eisiger Schauer des Entsetzens durch unser Gebein.

Vielleicht hätten wir geheiratet, wenn die Rechte gekommen wäre, wie die Prinzessin im Märchen. Aber entweder ist sie nicht gekommen oder wir sind ahnungslos an ihr vorübergegangen. Möglicherweise lebt sie in Schottland, in Brasilien oder in Norwegen, vielleicht ist sie nur durch ein paar Gassen von uns getrennt und hat gewartet wie wir. Vielleicht kennen wir sie sogar und sind durch ein Verhängnis blind auf beiden Augen. Alles ist Schicksal und Bestimmung. „Um einer Rose willen ist der Gärtner der Diener von tausend Dornen“ sagt ein türkisches Sprichwort. Die tausend Dornen haben wir gefunden, auch ein paar Rosen, aber es kann sein, daß wir eine einzige unscheinbare Knospe nicht beachteten, in der geheimnisvoll verborgen das Glück unsres Lebens ruhte.

Was nützt das alles? Wir müssen das Leben so nehmen, wie es ist, und auf vieles verzichten. Zum Beispiel auf die Knöpfe an der Hemdbrust. Wir müssen alles aufbieten, um gesund zu bleiben; wenn wir krank sind, liegen wir nicht anders als ein Hund in der Hütte, dem eine gleichgültige Hand sein tägliches Futter hinstellt. Gott ja, es kommt schon „jemand“, um uns zu besuchen und zu trösten. Aber es sind eben nur Besuche, kein treues Ausharren am Lager eines durch die Krankheit mürrischen und launenhaften Mannes. Ein paar Blumen in einem Wasserglas, das uns zu Häupten steht wie die Sanduhr des Knochenmannes, sind alles, was uns für die langen Stunden der Nacht bleibt. Auch wenn wir gesund sind, haben wir beständig einen Kampf mit der Tücke des Objekts zu führen, den der Ehemann gar nicht kennt. Wir wissen nie, wie viel wir an Wäsche besitzen, wir finden hundert Dinge nicht, die wir brauchen, wir haben keinen Tee, wenn wir jemand bewirten wollen, und stehen zähneklappernd im kalten Zimmer, wenn wir von der Jagd kommen. Unser braver Hund muß im Zwinger des Jägers bleiben, da niemand ihn betreuen würde, wenn wir nicht zu Hause sind, und das Spinnengewebe in der Ecke des Schlafzimmers, das uns unaufhörlich an Burgruinen und den Verfall überhaupt erinnert, währt ewiglich, weil wir täglich vergessen, unsre Bedienerin auf den häßlichen Zimmerschmutz aufmerksam zu machen. Wir müssen trotz steifer Glieder und empfindlicher Knie (das Rücken acht

auch immer schwerer) auf dem Boden rutschen und bekommen den Genickkrampf, wenn uns ein Kragenknoß unter einen Kasten gerollt ist. Den wichtigen Brief, den wir mitten auf die Schreibmappe legten, damit er uns an seine Gegenwart erinnere, finden wir erst nach stundenlangem Suchen unter einem Stoß von Papieren, in den ihn die ordnende Hand der Bedienerin versteckte. Wenn wir ein Paket machen wollen, ist kein Stückchen Spagat im Hause, wenn wir schreiben möchten, keine Tinte. Jedem Drangenhäusierer müssen wir zur Zeit, wenn unser diensibarere Geist nicht da ist, selbst die Tür öffnen, jedes Glas Wasser selbst vom Brunnen holen. Nur einige gerissene und ganz verstopfte Junggesellen haben das Glück, einen guten Diener oder eine wirklich aufmerksame Bedienerin ihr eigen zu nennen. Die meisten leben in einem Glend, das nur dem Unkundigen glänzend erscheint.

Aber eines ist uns geblieben, ein Begriff, nach dem sich alle sehnen: die Freiheit. Freilich nur eine relative Freiheit. Selbst wenn es uns schlecht geht, geht's uns noch hundertmal besser als dem armen Pater familias, der Frau und Kinder darben sieht. Niemand kann in unsre vier Wände schauen und wissen, aus welchen Bestandteilen unser Abendessen besteht. Vielleicht ist's eine Wurst und ein Stück schwarzes Brot, vielleicht eine Platte vom Sacher. Das ist unsre Angelegenheit, die niemand kummert. In den Tagen des Ueberflusses aber, wenn uns solche beschieden sind, können wir uns alles das vergönnen, was unser Herz begehrt, ohne an Gewissensbissen zu leiden. Wir dürfen nach Hause kommen, wenn die Hähne in den Kellern krähen und das erste Morgenrot über die Dächer huscht, ohne die peinliche Vorstellung zu haben, angstvoll oder grimmig erwartet zu werden. Unsre Augen dürfen sich nach allem umsehen, was uns wohlgefällt, und unsern Ringfinger umgibt keine goldene Fessel, die von den Frauen augenblicklich bemerkt wird, offenbar gar nicht so besonders wohgefällig. Wie käme es denn sonst, daß Strohwitwer nichts Siligeres zu tun haben, als beim Verlassen des Perrons, aus dem der Zug die Gattin entführt hat, den symbolischen Reif in die Westentasche verschwinden zu lassen? Ohne diese schändliche Handlung gutzuheißen, begreifen wir sie sehr wohl, sind aber schon als Konkurrenten unterschiedene Gegner solcher Treulosigkeiten.

Wir gleichen im ganzen und großen Spielern des Lebens, die nicht den Mut haben, alles auf eine Karte zu setzen, um die Bank, das Glück, mit einem Schlag zu gewinnen. Wir sind vorsichtige, alte Schlaumeier, die zögernd mit kleinem Einsatz spielen und sich mit geringerem Gewinn begnügen. Ueberall lauern wir auf unsre Chancen, sind hundertmal enttäuscht

und unglücklich und bleiben ewige Glückssucher, wie jene unseligen Schatzgräber früherer Zeiten. Die Jahre fliegen, kleine Menschen werden zu großen, Erlebnisse kommen und gehen, und immer näher kommt der Augenblick, da unsre ewig dürstenden Lippen den bitteren Bodensatz in der Schale berühren werden, in der eitel Champagner zu perlen schien. Wir hinterlassen nicht viel, ein paar kleine Tränen fließen vielleicht an unserm letzten Lager, und mit einem verzichtenden Seufzer denken wir noch einmal an die Kränze und Früchte, die uns im Leben wuchsen. Wenn unser Dasein nicht immer nützlich war, so war es doch schön und ungefähr so, wie wir selbst es haben wollten. Unsterblich wie der, der in seinen Kindern weiterlebt, sind wir freilich nicht. Ein paar Gedanken flattern uns noch nach, wie freundliche Schmetterlinge, bis niemand mehr von uns etwas weiß.

Unterdessen wollen wir uns aber doch des Lebens freuen, wollen unsre Dank- und andern Pflichten so ernst als möglich nehmen und uns so vor uns selbst in ein besseres Licht rücken. Ferne sei es von uns, malitiös zu lächeln, wenn wir den Freund im rosenumwundenen Ehejoch erblicken. Vielleicht wäre solches Lachen zu früh. Selbst der alte Fuchs, so fein er auch wittert und äugt, kann einmal ins Eisen geraten, wenn der rechte Köder gewählt wurde. Und dann ist es immer noch besser, sich mit dem Triumph errungener Liebe und freier Wahl zu brüsten, als eine Niederlage einzugestehen. Wenn uns das je geschehen sollte, werden wir uns durchaus nicht schämen, den armen Junggesellen als gesellschaftlichen Schädling zu bezeichnen, und in der würdigen Art, mit der Familienhäupter zu handeln pflegen, über ihn den Stab brechen. Solang wir nur die Steuer bezahlen müssen, läßt sich immerhin sagen, daß wir mit einem klauen Auge davongekommen sind. Freilich, wer weiß auf wie lange. Auch wir haben unser gefährliches Alter, und mit den andern Kräften nimmt auch die Kraft des Widerstandes ab. Die Frauen sind ja immer bereit, dem Neuen zu verzeihen, und wäre auch das, was vergeben werden müßte, ein ganzes verruchtes und egoistisches Junggesellenleben.

---

## Da draußen.

Mit Rindfleisch is ju: Kann me sied'n oder  
kann me auch brat'n; ale wie Herrschaft will ham.

(Marianka Mahodil, gesammelte Aussprüche.)

Nicht umsonst setze ich diesen wuchtigen Ausspruch meiner Freundin Marianka hieher. Sie, die in der Küche eines befreundeten Ehepaars unumschränkt regierte und aus wenigen Grundstoffen, wie Mehl, Salz, Butter, Eidotter und Schmalz, köstliche Symphonien des Gaumens komponierte, war im gewöhnlichen Leben eine zu schlechte Seele, um die Tragweite ihrer Aphorismen, deren ich einige gesammelt habe, zu begreifen. Als sie die als Motto erwählten, obenstehenden denkwürdigen Worte sprach, dachte sie nicht daran, daß sich dieser einfache Satz vom Rindfleisch auf alle Dinge des Lebens gleichermaßen anwenden läßt. Zwar hatte sie einen Vorläufer in Chajim Segelschiff aus Boda Ranischowka, der wohl Aehnliches meinte, wenn er, eine Sache erwägend, kopfschüttelnd sprach: „Man kann essen gesäuert und ungesäuert.“ Aber Marianka wußte von Segelschiff nichts und kann daher von Historikern der Literatur nicht des Plagiats beschuldigt werden. Und außerdem liegt ihr Uebergewicht in dem Schlusssatz: „Ale wie Herrschaft will ham!“

Als ich vor ein paar Tagen zu meinem Privatvergnügen mit der Straßenbahn in die „enteren Gründe“ fuhr, um ein wenig im wirklichen großen Wien, das nicht alle Bewohner der zentraler gelegenen Quartiere kennen, spazieren zu gehen, fiel mir dieser Satz plötzlich ein. Es war ein recht häßlicher Tag mit glasklarer Föhnluft, tropfenden Dachrinnen und jenem schauerhaften Schlamm, der sich bei Tauwetter in den vernachlässigten Straßen der ehemaligen „Haupt- und Residenzstadt“ bildet. Am frühen Morgen hatte sich schattenhaft und grünlichen Angesichts Madame Migräne an mein Bett gesetzt und war erst einigen bitter-weißen Pyramidonpastillen gewichen. Die Nerven waren unruhig, und die empfindliche Gallerte in der Schädelkapsel, die fortwährend schmerzhaft an ihre knöchernen Wandungen stieß, brachten nur ungeordnete, von leichter Verwirrung befallene Gedankenreihen hervor. Also eine Stimmung, um so recht bis an die Knie im Glend der

ändern zu waten, Mitleid zu träufeln und in jeder Unterstodwohnung ein Hunger- und Elendsdrama zu vermuten. Als mir aber mitten im Gekreis der Tramwaybremsen (auch eine prachtvolle und nach „Enqueten“ schreiende Wiener Sache!), das wie ein scharfer Drillbohrer in mein gereiztes Gehör fuhr, Mariankas goldene Worte einfielen, mußte ich lachen. Ja, man konnte in der Vorstadt ebenso gut nach Elend fahnden, wie man Rindfleisch kochen kann; aber so wie die Möglichkeit des Bratens besteht, so kann man ja auch hier die Sache einmal von der heiteren Seite betrachten, wenn man will. Und bei Gott, das wollte ich.

Das Schicksal macht sich manchmal, aber selten, den Spaß, die Pläne des Menschen zu unterstützen. So geschah es diesmal. Gleich die erste Person, die mir beim Verlassen des Stationshäuschens begegnete, erfreute mich. Es war ein geradezu ehrwürdig zu nennender Schnapsbruder, unter dessen verbeultem Melonenhut die weißen Locken in jugendlicher Fülle hervorquollen. Seine Hose hatte in der Sitzgegend den uns etwas ungewohnten, viel Stoff erfordernden Schnitt der in Bosnien üblichen Beinkleider und fiel unten in kurzen, aber malerischen Franzen auf das bequeme Schuhwerk. Ein Rock aus fleckigem, braunem Samt ließ ein Stück der Mannesbrust und ein isabellfarbiges Hemd sehen. Aus dem fröhlich lachenden Gesicht leuchtete kupfern eine ungeheure Kartoffelnase, unter der ein wilder Sauerkräutbart die Büge der unteren Gesichtshälfte verbarg. Der Greis betrachtete mit wässerigen Neuglein eine leere, dickbauchige Glasflasche und lehnte, offenbar durch ein heftig auftretendes „Schnaggerl“ am Gehen verhindert, an einem Laternenpfahl.

„Z — z' hupp! — z' blöd — is böz!“

Ich trat auf ihn zu und fragte teilnehmend nach dem Grund seiner Verstimmung, die so gar nicht zu seinem strahlenden Antlitz paßte.

Er sah mich mit jenem starren Blick an, den ich bisher nur bei ausgestopften Tieren beobachtet hatte, spuckte kräftig aus und sagte dann wegwerfend:

„B — blö — blödes Individium!“

Nun, ich gestehe, ich war verletzt. Aber es konnte ja auch ein Mißverständnis sein — nicht wahr? Und so entschloß ich mich, deutlicher zu sprechen.

„Sam S' vielleicht kan Schnaps mehr?“

Na also. Der Ehrwürdige, der stark an die Einsiedler der alten Ritterstücke erinnerte, brach in ein glucksendes Lachen aus, das tief aus der Kehle kam und mich veranlaßte, für alle Fälle die Distanz zwischen uns beiden zu vergrößern.

„Natürli — net — hupp! — reib'n S' a Göld her, is g'scheiter.“

„Ja, wollen Sie noch Schnaps trinken? Lassen Sie das lieber bleiben, alter Herr!“

Ein edler Zug unsäglich bitterer Verachtung erschien im Dulderantlitz des silberhaarigen Mannes. Dann aber öffnete sich sein Mund, und in einer Wolke von scharfem Aufeldunst kam wie ein schweres Geschöß jenes Donnerwort geflogen, das einst bei Waterloo den Lippen Cambronnes entronnen war. Stumm nahm ich eine Note und ließ sie in die Hand des Erzürnten gleiten. Er murmelte irgend etwas und stolperte von dannen. Hatte er zum Dank mein Kopfsweh mitgenommen? Es war auf einmal fort, wie weggeblasen, und siehe, wie ein Zeichen der Götter blitzte plötzlich aus einem Wolkenspalt ein Bündelchen von Goldstrahlen, machte die Scheiben der kleinen Häuschen feurig blinken und legte sich wie ein Heiligenschein in die Locken des alten Hallodris, der mit merkwürdig sicherem Gefühl einer Tür zusteuerte, auf der in großen Emailbuchstaben die Worte „Tee — Rum — Kognak“ standen. Wer weiß, ob er nicht ein verkleideter Geist von Ferdinand Raimund'scher Art war, der mich zum Dank für eine wahrhaft gute Tat belohnt hatte? Denn sicherlich ist es edler, einem ohnehin sichtlich unheilbaren Alkoholiker die Mittel zu einem neuen Rausch zur Verfügung zu stellen, als ihn mit einer lauwarmen Dusche von guten Lehren und Ermahnungen zu ärgern und so den Keim zu einer Erkrankung seiner Säuserleber zu legen.

Aber wenn ich auch gewollt hätte, wäre es mir an diesem Tage unmöglich gewesen, Eindrücke aus der Tiefe zu sammeln. Mein Gott ja, hier wohnten arme Leute, und es wäre leicht fertig gewesen, aus einer Laune heraus das soziale Mißverhältnis, in dem sich die Menschheit nun einmal befindet, zu leugnen. Aber diese gewiß nicht bemittelten Menschen in den dumpfen Wohnungen und häßlichen Gassen schienen mir die Gabe zu besitzen, sich über ihre engbegrenzte Lage zu erheben. Ich strich an den Häusern entlang und blickte so im Vorübergehen in Zimmer, deren Fenster offen standen. Da waren allerlei liebe und gemütliche Dinge zu sehen: gelbe Kanarienvögel, die lustig zwischen zwei wohlgefüllten Näpfen hin und her sprangen, schöne Utwiener Uhren unter Glasstürzen, ein gerahmtes Silbersträußlein, fromme Deldrucke und gestickte Haussegen. Klaviere kimperten, dünne Stimmlein sangen das „Vercherl von Hernals“, und ganz unten, in der geöffneten Tür eines kleinen Gasthauses, schmetterte Caruso aus einem sechsantigen, buntbemalten Blechtrichter die große Urie aus „Nida“. Drinnen am blanken Holztisch saßen zwei Arbeiter mit gutmütigen Gesichtern und aßen Knackwürste

mit Hausbrot, mit den Taschenmessern bedächtigt und sauber die rosigen Scheiben schneidend, so daß mir das Wasser im Munde zusammenlief. Auf dem bernsteinhellen Bier in ihren Gläsern stand dicker weißer Schaum wie Rahm.

Ich sah, daß diese Straße, die im grauen Nebelwetter so dürrig und freudlos aussah, in Wirklichkeit ein lustiges und gemüthliches Stück Wien für sich war. Die Leute kannten sich alle und lächelten sich zu, wenn sie sich begegneten. Ein winziges kleines Ding von vier Jahren trug am Arm eine Wicshleintwandtasche und wies energisch den noch kleineren Bruder in der auf den Achseln geknöpfen Schnellfeuerhose zurecht, der mit den krummen Beinchen geflissentlich in jede Lache patzte, daß die Schokoladenbrühe nur so spritzte. Er schien aber doch viel Respekt vor der piepsenden Stimme der Schwester zu haben, die ihm wiederholt zurief: „Sorrl, wann's d' net brav bist, kriagst es!“ Ein härtiger Mann in blauer Arbeitskleidung blieb lächelnd stehen und sah den Kindern nach. Vor einem Hausthor saß ein asthmatischer, fetter Spitz, der alle Menschen, die vorübergingen, mit nachlässigem Wedeln begrüßte. Nur mich hustete er mit heiserer Stimme an. Ich fand das ganz in Ordnung, denn ich war ein Fremder hier.

Ja, ich unterhielt mich ganz köstlich in der langen Gasse. Ich hörte, wie die Lokomotiven hinter einer hohen Planke aufschrieten und mit betäubendem Rischen weiße Dampfwolken von sich gaben. Ich sah vollgefüllte scharlachrote Tramwaywagen mit Nummern, die ich noch nie erblickt hatte. Am Ende der Straße, auf einer kleinen braungrünen Wiese, standen zwei himmelblaue Wagen und ein halbfertiges Leinenzelt, an dem Männer in gestreiften Trikothemden arbeiteten. Einer rief: „Willem, komm' mal hier!“ Und ein Krauskopf, den jeder Mensch auf dieser Welt für einen Spanier gehalten hätte, antwortete: „Jedulde dir!“ Dann stellte ich mich vor den Auslagenkasten eines Photographen an der Ecke und betrachtete lange die Brautpaare. „Sie“ lehnte sich stets an „seine“ Schulter, und „Er“ hatte immer künstlich gewelltes Haar und einen Gehrock. Da war ein Soldat der verschollenen Gesteitsbranche mit grimmigem Gesicht und wütend geschwungenem Säbel; offenbar stand in seiner Phantasie der Feind im Begriffe, widerrechtlich von den ävarischen Deckhengsten Gebrauch zu machen. Auch ein Jäger saß, ganz in Samt gekleidet, mit aufgezwirbeltem Schnurrbart und einem noch mächtigeren Gamsbart, auf einem Baumstrunk, die treue Flinte schußfertig auf den Knien. Weibliche Firmlinge im weißen Gewande, mit Haaren, denen man die „Wukerln“ noch ansah, Knaben, denen schwer und gleißend die silberne Uhrkette auf der Weste baumelte, und Götten, die im schönen Gefühl ihrer un-

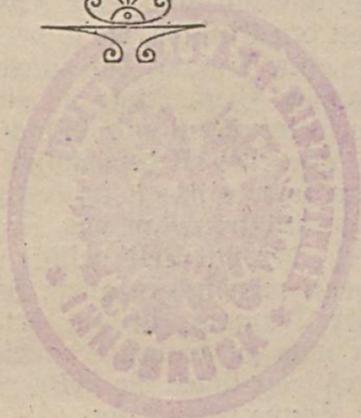
bestreitbaren Güte die heringte Hand auf die Schulter ihrer Schützlinge gelegt hatten. Hier war auch der Gesangverein „D' Dulllähbriüader“ um ein Bierfaß versammelt, auf dem mit Kreide der bekannte § 11 verzeichnet stand. Der Fahnenjunker mit dem Trinkhorn, das einst das längst vermoderte Haupt eines ungarischen Oxfen geschmückt hatte, hielt unentwegt das Banner hoch, und über den Köpfen der in der letzten Reihe stehenden Sänger war an der Wand der Wahlpruch zu lesen: „Deutscher Sang und Gerstensaft — Schaffen Frohsinn, Glück und Kraft.“ Der schmale Glaskasten des Lichtbildkünstlers gab ein recht gutes Bild von den Menschen dieser Gasse, die eigentlich in ihren bescheidenen Freuden, in ihrer Unhänglichkeit an altväterische Formen und in ihrem gemüthlichen Zusammenleben eine rührende Gemeinde bildeten.

Nun, nun — ich wußte recht gut, daß manchmal ein Mann betrunken nach Hause kam und seine Frau schlug; daß vielleicht mehr als eins von den Kindern, die so vergnügt in einem Hausen Bausand gruben, den Anfang der schrecklichen Wiener Krankheit in seiner jungen Brust trug; ich ahnte, daß nicht in allen Zimmern Biedermeieruhren und hübsch gehäkelte Deckchen zu finden waren. Aber bei all dem mußte ich mir gestehen, daß diesen hier genau so wie denen in den vornehmen Theilen der Stadt ein wohlgerüstetes Maß von Freuden zugemessen war, das den Scheffel, der mit Leid gefüllt war, versüßte. Es ist immer gut, wenn man sich in allen Schichten der Menschheit bewegt. Mancher Diamant ist in der Tonerde gebettet und entgeht dem, der nicht zu graben versteht. Und viele sehen nur den Glanz, und es fehlt ihnen die schützende Brille, mit der man die Flecke in der Sonne sehen kann.

Als ich im kleinen Volkscasé saß und auf besonderes Verlangen einen recht guten Kaffee bekam, mitten unter behaglich ruhenden Marktleuten und Arbeitern, die des Feierabends froh waren, fühlte ich, daß es gar nicht so übel war da draußen. Man mußte eben sein Fleisch sieden, wenn man es nicht braten konnte, und es schmeckte sicher ebenso gut. Mir fielen hier im blauen Rauch der Pfeifen, den ich von Zeit zu Zeit für mein Leben gern rieche, beim Geklapper der Schalen und im Geräusch der derben, gesunden Stimmen allerhand Sachen ein: Da drinnen, in einem prachtvollen Haus, mitten in Kunstwerken und teuren Kleinigkeiten, saß einer im Rollstuhl und hätte wohl alles gegeben, was sein war, für die Beine des Mannes, der heut' früh und alle Tage bisher den vierstündigen Weg nach Wien machte und abends zurückging. Und das rothbackige Mädchel, das bei einem täppischen Zugriff ihres Begleiters halb geschmeichelt, halb gärgert aufkreischte, hatte keinen Grund, eine reiche Schwester zu beneiden,

die in einem mir wohlbekanntem Palast in Seide und Spitzen lag und nicht mehr war als ein knisterndes Lichtstümpfchen, das mit dem Erlöschen kämpft.

Aber der Wind, der hier, wie es im Liede heißt, „immer wagt“, nahm diese Gedanken mit, als ich aus der niederen Glastür trat, und formte aus ihnen, aus dem Sand, mit dem die Kinder spielten, und aus den Stückchen eines Briefes eine recht niedliche kleine Windhose an einer Straßenecke, wirbelte das ganze ein paarmal im Kreise und verstreute es überall, wohin er kam. Und auf einmal merkte ich, daß er einen ganz leisen, feinen Frühlingsgeruch von den Bergen brachte, auf denen der Schnee schmolz.





Druck: Buch- und Kunstbrudererei, Steyermühl  
(verantwortlich: Hans Mahler)  
Wien, 6. Bezirk, Gumpendorferstraße Nr. 42.



